UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

Visual Library

4

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ausgewählte Romane

von

Xavier de Montépin.

Illustrirte Classiker-Ausgabe.

Siebenundvierzigster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susanne.

Roman

von

Xavier de Montépin.

Zweite Auflage. Illustrirt.

Zweiter Theil.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erste Abtheilung.

Die Jagd nach Chimären.

(Fortsetzung.)

I.

Vor dem Lesen.

„Nun," fragte der Director in dem Augenblick, als Ernest in sein Cabinet trat.

„Nun, die Sache ist in Ordnung."

„Hat sich Porcher willfährig gezeigt?"

„Ja."

„Haben Sie Geld?"

„Ja."

„Lassen Sie sehen."

Ernest langte die hundert Napoleond'or aus der Tasche und legte sie auf den Schreibtisch. Melon fuhr hastig darauf los und stellte sie in zwei Säulen auf.

„Ich werde Ihnen Ihre Handschrift zurückgeben," sagte er.

Ernest nahm seine Schuldverschreibung, die er Tags vorher dem Director gegeben hatte.

„Nun sind wir über alle Punkte einig, nicht wahr?" fragte er.

„Gewiß, ich habe nichts weiter einzuwenden."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wann beginnt die Inscenesetzung?"

„O, ich werde Sie nicht lange schmachten lassen. Morgen, Samstag, kommt ein neues Stück zur Aufführung. Sonntag kommen Sie an die Reihe und lesen den Schauspielern am Montag vor."

„Ganz gut."

„Jetzt tragen Sie Sorge, die Rollen copiren zu lassen . . . Was die Vertheilung betrifft, so besprechen wir uns diesen Abend darüber, wenn es Ihnen beliebt."

Ernest war nichts erwünschter. Er kam Abends in das Theater und Melon Petit-Baudet ließ ihn nach seiner Einsicht die Schauspieler und Schauspielerinnen bestimmen, welche sein Werk darstellen sollten. Es läßt sich annehmen, daß er nicht ermangelte, sich der besten Spieler dieser Truppe zu bemächtigen.

Melon billigte Alles. Ernest war entzückt über diesen Director.

Am folgenden Tage wurde wirklich ein Stück in drei Acten zum ersten Mal aufgeführt. Ernest bat um einen Orchesterplatz, der ihm bereitwillig zugesichert wurde. Das neue Stück hatte einen derartig zweifelhaften Erfolg, daß es nur eine Einnahme von fünfhundert Francs für die sechste Vorstellung versprach.

„Nun denn," dachte der junge Poet, indem er sich die Hände rieb; „es ist ausgemacht, dieses Theater rettet nichts, als: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten."

Am Sonntag, bevor noch die Kerzen angezündet waren, kam Ernest in das Foyer und betrachtete eilig das Tableau, welches, eingerahmt unter Schloß und Gitter, einen beständigen Schmuck der Künstlerfoyers bildet, und worin der Regisseur jeden Abend der Ordnung nach das Schauspiel für den folgenden Tag mit den Wiederholungen und Leseproben bekannt macht. Er las darin mit unsäglicher Freude die Worte:

„Ein Viertel nach zwölf Uhr im großen Foyer die Lecture von: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Darauf folgten die Namen aller Künstler, welche in diesem Stücke Rollen zu spielen hatten.

Ernest schloß die ganze Nacht kein Auge zu. Obwohl er aber ganz wach war, hatte er doch die überspanntesten Träume: er wohnte zehnmal der ersten Vorstellung seines Stückes bei, und dem pyramidalen Erfolg, der mit dem Sturm der Claque unter dem Beifallklatschen von zweitausend enthusiastischen Zuschauern die Gewölbe des Theaters erschütterte, ließ sich nichts an die Seite stellen.

Folgendermaßen nun ist der gewöhnliche Gang der Dinge vom Beginne der Theaterproben bis zum Tage der ersten Vorstellung.

Zuvörderst das Lesen. Es hören nämlich die im Foyer versammelten Künstler das Stück an, in welchem sie aufzutreten haben, und das ihnen, und zwar zumeist vom Verfasser selbst, vorgelesen wird.

Wenn es sich nun um ein großes Stück handelt, so findet am nächsten und an den darauffolgenden Tagen die Collationirung statt, und zwar immer im Foyer. Während die Schauspieler ihre Rolle in der Hand haben und sie lesen, oder vielmehr auf unverständliche Weise murmeln, geben sie einander die Antwort.

Auf die Collationirungen folgen die ersten Probevorstellungen im Theater. Die Künstler halten wieder ihre Rollen in der Hand, die sie noch nicht auswendig wissen, und man beginnt die Inscenirung. Das ist anfangs ein unförmliches Chaos, aus dem nichts klar hervortritt. Alles ist noch verwickelt und verwirrt . . . kein einziger Effect zeigt sich noch in dem allgemeinen Wirrsale.

In diesem Momente fangen die jungen Autoren an, Zweifel in ihr Stück zu setzen, da sie mit dem Theater noch nicht vertraut sind. Es bemächtigt sich ihrer eine schreckliche Enttäuschung, und will es ihnen scheinen, als verwandle sich das Meisterstück in eine klägliche Rhapsodie.

Aber allmälig entwirrt sich Alles. Die Scenirung vereinfacht und klärt sich. Das Auf- und Abtreten geschieht der

Zeit und der Ordnung gemäß. Die Rollen prägen sich allmälig tiefer ein selbst in das schlechteste Gedächtniß und die Manuscripte werden bei Seite gelegt. Der Dialog bekommt nun Kraft und Saft . . . (wenn anders er diese Eigenschaften enthält). Die geistreichen Worte springen wie Funken hervor, kreuzen sich wie Degen und folgen einander wie Pelotonfeuer.

Das Stück, bis jetzt eine unförmliche Puppe, gestaltet sich zu einem glänzenden Schmetterling. Im Autor entstehen wieder Illusionen und Hoffnungen, die leider nur zu oft Hirngespinnste sind. Wenn es sich um ein Vaudeville handelt, so läßt der Orchesterdirector im Foyer die Couplets, die Chöre, die Stücke beim Auf- und Abtreten wiederholen und bereitet seine Ouverture vor. Schneider und Näherinnen verfertigen die Anzüge. Maschinisten und Decorateurs befestigen die Coulissen, Vorhänge, malen in groben Zügen die Salons und Landschaften, setzen die Rollen und Balken ein und bereiten die sämmtlichen Scenenwechsel vor. Kurz, Jeder trägt seinerseits zum Erfolge des gemeinsamen Werkes bei, das Allen ihr tägliches Brot bringen muß.

So rücken die letzten Wiederholungen heran. Man wiederholt im Quartett, das heißt: mit vier Musikern. Sodann mit dem ganzen Orchester.

Die Generalproben geschehen mit Costümen, Decorationen, Musik und allen anderen Behelfen . . . kurz, es fehlt dabei nur das Publicum.

Im Boulevard setzen die Theater fast immer mehrere Abende nach einander das Spiel aus, der allgemeinen oder Generalproben wegen. Für's Erste ist das nothwendig und zweitens ein vortreffliches Mittel, um dem Stücke Ruf zu machen.

Kommt endlich der Tag der ersten Aufführung, so scheitert nur zu oft das Resultat so vieler Anstrengungen, Talente, Mühen und Sorgen vor dem höhnischen Pfeifen, oder dem ironischen und schweigenden Kaltsinn des Publicums.

Doch beschäftigen wir uns jetzt wieder mit Ernest und seinem Erstlingswerke!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

XX.

(Montépin's Romane II. Serie.)

Susanna, II. Thl. 1. Abthlg. Cap. II.

Die Leseprobe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war Ernest nicht bekannt, daß die Tableaux im Foyer und die Wiederholungsbulletins stets „Ein Viertel für ein Halb" anzeigen, wie man in der Theatersprache zu sagen pflegt. Mit andern Worten: er wußte nicht, daß die Künstler übereingekommen waren, sich immer erst ein Viertel nach der angezeigten Stunde bei der Probe oder beim Lesen einzufinden. Ernest war deßhalb mit seinem Manuscript in der Hand schon ein Viertel nach zwölf Uhr eingetreten.

II.

Die Leseprobe.

Ein Tisch, mit einem grünen Teppich überdeckt, stand mitten im Foyer. Darauf stand eine Flasche, ein Glas und eine Zuckerbüchse, kurz die Bestandtheile des classischen Zuckerwassers. Im Halbkreise herum standen Stühle, aber Niemand saß auf ihnen.

Ernest erstaunte anfangs über diese völlige Einsamkeit. Er fand, daß man ihn mit wenig Rücksicht behandle; doch seine Eitelkeit, obwohl reizbar, beruhigte sich. Und da er nichts Anderes zu thun wußte, als zu warten, so wartete er.

Nach Verlauf von zehn Minuten trat der Regisseur ein. Er kannte Ernest, da er ihn an den vorhergehenden Abenden im Foyer gesehen hatte.

„Wie, mein Herr," sagte er zu ihm, „Sie sind schon hier?"

„Nun," entgegnete der junge Mann in etwas trockenem Tone, „mir scheint, daß ich der Uhr nicht voreile."

„Oh, ich bitte Sie um Vergebung, sehen Sie!"

Der Regisseur nahm seine Uhr heraus, zeigte Ernest das Zifferblatt und fuhr fort:

„Zwölf Uhr und zehn Minuten."

„Nun?"

„Nun, das Lesen beginnt um ein Viertel."

„Ich bitte in gleicher Weise um Vergebung, es beginnt um zwölf Uhr, das bezeugt das Tableau und mein Bülletin . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Regisseur fing an zu lachen.

„Sie haben Recht," sagte er, „allein Sie kennen noch nicht die Theatergebräuche." Und er erklärt Ernest das, was wir unseren Lesern im vorigen Capitel gesagt haben. „Uebrigens," fügte er noch zum Schlusse bei, „befinden sich diese Herren und Damen im Künstlerfoyer und werden im Augenblick heraufkommen."

In der That erschienen alle Schauspieler und Schauspielerinnen, welche der Leseprobe beiwohnen mußten, fast gleichzeitig. Das Lesen, welches nunmehr stattfand, stachelte ihre Neugierde auf's Höchste. Es handelte sich um ein Stück, das seinem Umfange nach sehr bedeutend war und einen Verfasser hatte, den bisher Niemand kannte. Ueberdies wußte man, daß er keinen Mitarbeiter hatte.

Gewöhnlich haben die Neulinge auf der dramatischen Laufbahn schon auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihren Namen gelenkt. Es sind entweder Romanschreiber, oder Dichter, oder Journalisten, kurz, Leute, welche bereits auf die eine oder andere Art Proben ihres Talentes geliefert haben. Die dramatischen Anfänger wagen sich in der Regel nur dann auf's Theater, wenn sie von einem einflußreichen Mitarbeiter in's Schlepptau genommen werden.

Bei Ernest war das nicht der Fall. Was war er? Ein Adler oder ein gemeiner Vogel? — Was war sein Stück? Ein Meisterwerk oder eine Plattheit? — Sollte am literarischen Horizont ein neues Gestirn aufgehen? Soll dieses neue Stück das Theater retten, dessen Zustand, wie wir wissen, ein verzweifelter war? — Oder handelte er sich im Gegentheil um eines jener schwachen Producte, wie sie Melon Petit-Baudet unablässig auf die Scene schleuderte? Alle diese Fragen tauchten auf im Geiste dieser Künstler, welche da Platz nahmen. Sie warteten mit Ungeduld auf die ersten Worte des Drama's. Sicherlich hatte noch nie ein Autor sein Stück aufmerksameren Zuhörern vorgelesen.

Was die Stimmung dieses Auditoriums betraf, so war sie neutral, wenn man sich so ausdrücken darf, nämlich weder wohlwollend, noch übelwollend. Man war eben so leicht zum

Enthusiasmus wie zur Verpönung geneigt. Vielleicht waren die Frauen wegen der Jugend des Verfassers, oder seiner angenehmen Gesichtsbildung und Eleganz zu Liebe mehr geneigt zum Beifallklatschen als zum Tadel.

Ernest verbeugte sich und nahm Platz. Hierauf entfaltete er sein Manuscript und las:

„Wie die Frauen sich zu Grunde richten. Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel in zwei Abtheilungen."

Seine Gemüthsbewegung war ungemein groß. Seine trockene und brennende Kehle erlaubte ihm nicht ein einziges Wort deutlich auszusprechen. Er mußte inne halten und ein großes Glas Zuckerwasser trinken, bevor er die Namen der handelnden Personen mit ihrer Vertheilung las und mit der ersten Scene begann. Er strengte sich nun mit aller Gewalt an und las.

Das Vorspiel befremdete die Künstler. Es war, wie man weiß, ein richtiges Melodram, ohne ein Witzwort zum Lachen; diese Vaudevilletruppe war an eine so düstere Arbeit nicht gewöhnt.

Wären Ernest's Ohren nicht voll von einem verwirrten Gemurmel gewesen, so würde er Redensarten, mit leiser Stimme gesprochen, ähnlichen Inhalts vernommen haben:

„Ha doch! wir sind ja da mitten unter Verbrechen."
„Der Verfasser wird zerstreut gewesen sein."
„Offenbar."
„Er hat sich im Theater geirrt."
„Er glaubt im Ambigue oder Gaitétheater zu sein."
„Uebrigens liegt Effect in diesem Vorspiel."
„Wir wollen das Weitere anhören, vielleicht wendet sich's zum Komischen."
„Es wäre originell, wenn das Stück nach einem solchen Vorspiel ungemein lustig würde."
„Ja, meiner Treu!"
„In diesem Falle möchte ich fast bürgen für den Erfolg."
„Ich auch."
„Still, meine Herren, still."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ernest begann den ersten Act. Wir können ihm beim Lesen nicht Schritt für Schritt folgen, zumal übrigens unsere Leser das Stück aus der Analyse, die wir davon gegeben haben, kennen.

Der Eindruck war jämmerlich. Der Act bei Mirobolante, welcher fast Wort für Wort der Erzählung von Paul Lascours nachgebildet war, erhielt allein einen theilweisen Erfolg. Alles Uebrige schien schwerfällig, unwahrscheinlich, trivial und langweilig zu sein.

Kurz, Ernest vollendete seine Leseprobe unter stummen, aber nicht zweideutigen Beweisen des tiefsten Mißfallens und Verdrusses. Er hatte sich selbst berauscht im Feuer seiner schwülstigen Declamation. Er war also der Einzige, der diese üblen Vorzeichen nicht bemerkte und seine Selbstzufriedenheit für eine allgemeine Genugthuung hinnahm.

War der Arme nicht bis auf einen gewissen Punkt zu entschuldigen, daß er sich selber so täuschte? Wie viele Andere, die noch mehr Erfahrung haben, täuschen sich nicht eben so und glauben jene Luftschlösser zu erreichen, denen sie stets vergeblich nachjagen und deren Name Erfolg und Ruhm ist?

Als Ernest aus dem Foyer ging, begab er sich ganz freudestrahlend in das Cabinet von Melon Petit-Baudet.

„Nun," fragte der Director, „welche Wirkung hat die Leseprobe gemacht?"

„Die beste Wirkung. Das Stück wurde vortrefflich aufgefaßt und ich glaube, daß Ihre Künstler über ihre Rollen entzückt sind."

Während dieser Zeit gingen die Schauspieler durch die Theatergänge und sprachen zu einander in ihrem seltsamen Rothwälsch:

„Hm! was hälst Du davon?"

„Gott! welch ein Schmarrn!"

„O, ein Griesschmarrn, nicht zum Hinunterwürgen."

„Das schwache Product eines noch käsigen Menschen."

„Ja, flaumfederig und milchbärtig."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dieses Stück wird uns ganz und gar nicht zu unserer rückständigen Gage verhelfen."

„Wir werden einen Bettel bekommen."

„Es ist gräßlich!"

„Unerhört!"

„Phänomenartig!"

„Ein Kalb mit zwei Köpfen!"

„Mir wäre das Kalb lieber, wenigstens könnte man's essen."

„Mit kleinen Zwiebeln," fügte ein Komiker hinzu.

„Ich glaube, das Publicum wird Azor rufen auf eine wenig siegjubelnde Weise."

„Die Freikarten werden wenig helfen."

„Halt, eine Idee! man kann dabei stark gewinnen."

„Was thun?"

„Man eröffnet ein kleines Freikartenbureau für die erste Vorstellung."

„Für die erste . . . sind Sie närrisch?"

„Wieso?"

„Es wird zu keiner ersten Vorstellung kommen, das Stück ist ja unmöglich."

„Ja, gewiß."

„Der Teufel selbst, der doch so geschickt ist, brächte es nicht dahin, dieses Stück in Scene zu setzen."

„Es ist wahr."

„Ich, für's Erste, spiele nicht darin."

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Aber, meine Herren," bemerkte einer von den Künstlern, „Sie vergessen ja ganz, welche Pflichten Sie eingegangen sind; Sie sind verbunden, alle in Ihr Fach schlagenden Rollen zu spielen, sie mögen gut oder schlecht sein."

„Das ist wohl richtig, mein Lieber, wir vergessen aber auch nicht, daß unser Director nach dem Wortlaut unseres Ver

trages verflichtet ist, uns unsere Gage zu bezahlen. Da er sie jedoch nicht bezahlt und seine Verbindlichkeit gegen uns auch nicht anerkennt, so sind auch wir gegen ihn an nichts gehalten . . ."

„Bravo! bravo!"

„Diese Argumentirung erleidet keine Widerlegung."

„Die Gründe sind schlagend."

„Ich, für's Erste, gebe meine Rolle zurück."

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Ich auch!"

Die Einhelligkeit, wie man sieht, war rührend.

Indeß kam die Sache am nämlichen Tage noch nicht so weit. Am Abend meldete ein kleiner geschriebener Zettel, der am Spiegel des Foyer angeheftet war, daß sich morgen die Künstler einfinden könnten und bezahlt würden.

Da die Künstler einer solchen förmlichen Zusage gegenüber keine offenbare Widersetzlichkeit zeigen wollten, so warteten sie ab, und Niemand brachte seine Rolle zurück.

Am folgenden Tage fand die Collationirung statt. Diese ging in's Lächerliche. Man gähnte, man flüsterte und wisperte, und beschäftigte sich mit Allem von der Welt, nur nicht mit dem Stücke.

Ernest war der Meinung, daß die Künstler es immer so machen, und ließ sie reden und thun.

Hatte nun der Diplomat, der seine Maitresse zum Theater bringen wollte, seinem Herzen und seiner Börse Luft gemacht, oder hatte Melon Petit-Baudet andere uns für den Augenblick nicht bekannte Hilfsquellen — genug, am folgenden Tage war wirklich Geld in der Theatercasse.

Man bezahlte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III.

Täuschung.

Am folgenden Tage, wo die Schauspieler ihre Gage erhalten hatten, erhielt Ernest keine Einladung zu einer Probe. Er glaubte, daß ein Irrthum vorgefallen sei und kam zur gewöhnlichen Stunde in's Theater.

Er trat in das Foyer und blickte auf das Tableau. Es stand da nichts von: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten." An der Stelle aber, welche der Titel seines Stückes eingenommen hatte, las er jetzt: „Ein Viertel nach zwölf Uhr — im großen Foyer. Leseprobe von: Die Erzählungen des Grécourt."

„Was soll denn das heißen?" fragte sich Ernest mit einem Anflug von Besorgniß.

Er ging hinauf in's Cabinet von Melon Petit-Baudet. Aber die Thüre desselben war geschlossen. Er klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Ein Theaterdiener ging durch den Gang, und Ernest rief ihn.

„Ist der Herr Director nicht in seinem Cabinet?" fragte er.

„Nein, mein Herr, er ist bei der Leseprobe im großen Foyer."

„Könnte ich nicht zwei Worte mit ihm sprechen?"

„O, unmöglich, mein Herr; man stört niemals eine Leseprobe."

„Kennen Sie das Stück, welches gelesen wird?"

„Ich hörte gestern Abends sagen, es wäre eine Art Feenstück mit vielen Tableaux, ein Stück für Frauen."

„Von wem ist es?"

Der Theaterdiener nannte zwei renommirte Verfasser.

„Nun," versetzte Ernest, „ohne Zweifel ist wegen dieser Leseprobe heute die Wiederholung meines Stückes nicht?"

„Das weiß ich nicht, mein Herr; aber wahrscheinlich."

Es war aus diesem Menschen nichts weiter herauszubringen.

Ernest ging also bekümmert weiter und fand es rücksichtslos, daß man sich aus was immer für Gründen erlaubt habe, die Wiederholungen auszusetzen.

„Zum Teufel!" dachte er, „ohne den Werth meines Stückes in Anschlag zu bringen, habe ich genug bezahlt, um einige Rücksicht verlangen zu dürfen! — Man hätte mir es wenigstens im Voraus melden sollen! Dieser Petit-Baudet ist ein Mensch, der keine Lebensart versteht."

Abends kam er in das Foyer. Das Tableau meldete für den kommenden Tag die Collationirung der Rollen der „Erzählungen von Grécourt" und nichts weiter. Das überstieg denn doch die Grenzen. Ernest stürzte in das Cabinet des Directors. Dieser aber, als er den jungen Autor eintreten sah, zeigte nicht die geringste Verlegenheit.

„Ah, Sie sind hier?" sprach er; „guten Abend!"

„Mein lieber Herr Director," rief Ernest, „was geht denn vor?"

„Nichts Außerordentliches, so viel ich weiß."

„Nun, unsere Proben?"

„Ach, richtig! die sind unterbrochen."

„Warum?"

„Weil wir etwas Anderes gelesen haben."

„Und wann werden sie wieder aufgenommen?"

„Es wäre schwer für mich, Ihnen Bestimmtes darüber zu sagen, denn — ich weiß es nicht."

„Sie wissen das nicht."

„Nein, in der That!"

„Sie machen sich über mich lustig, mein Herr?"

„O, ganz und gar nicht."

„Nun, bitte, so erklären Sie mir dieses Vorgehen."

„Recht gern, allein ich muß Ihnen im Voraus Etwas sagen."

„Was?"

„Meine Erklärung wird Ihnen unangenehm sein."

„Reden Sie, mein Herr."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun denn, mein lieber Autor, wir haben uns Beide getäuscht."

„Worin?"

„Ah, mein Gott! Sie, da Sie das Stück machten, und ich, da ich es annahm."

„Will das sagen, daß Sie es jetzt schlecht finden?"

„O nicht ich allein, sondern Alle finden das."

„Wer? Ha doch, mein Herr! wer?"

„Die Schauspieler."

„Haben sie das Ihnen gesagt?"

„Mehr als das, sie haben mir alle ihre Rollen zurück gebracht und erklärt, sie würden nur auf gerichtlichen Zwang in einem unmöglichen Stücke spielen, das ohne alle Widerrede durchfallen müsse."

„Mein Herr," rief Ernest mit dem Fuße stampfend, „Ihre Schauspieler sind Schwachköpfe, ich erkenne sie nicht als Richter an."

„O, mein Gott! was soll ich dabei thun?"

„Verschaffen Sie Ihren Anordnungen Gehorsam, Sie sind doch Director und haben Ihrer Truppe zu befehlen, aber nicht von ihr sich befehlen zu lassen."

„Soll ich ihnen also Allen aufkündigen?"

„Unbedingt."

„Ja, aber ich muß doch auch Geld einzunehmen suchen, und so lange ich den Prozeß führe, bliebe ja das Theater geschlossen."

„Aber, mein Herr! bei allem dem bin ich das Opfer."

„O, das leugne ich nicht.

„Warum haben Sie mein Stück angenommen?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich unrecht gethan habe."

„Kurz gesagt: wollen Sie mein Drama aufführen?"

„Ich glaube nicht. Wie soll ich es denn aufführen? ich kann doch die Rollen nicht von Marionetten aus gemaltem Holze spielen lassen? Das wäre Ihnen sicher nicht Recht."

„Sie sind nicht im Rechte, so zu handeln, das ist ungebührlich, und ich werde Ihnen einen Prozeß anhängen."

„Daran kann ich Sie nicht hindern. — Ich muß Ihnen aber andeuten, daß ich kraft der Verträge meines Theaters mit den dramatischen Schriftstellern ein Jahr Frist habe zur Aufführung, vom Tage der Annahme des Stückes an gerechnet."

„Ein Jahr!"

„Genau so lange. Sie können also Ihren Prozeß erst in elf Monaten und drei Wochen einleiten. Bis dahin haben Sie geraume Zeit, sich zu beruhigen. Uebrigens bin ich gewillt, Ihnen eine Schadloshaltung anzubieten."

„Welche?"

„Nehmen Sie Ihr Stück zurück und bringen Sie mir einen kurzen Act, ich werde ihn auf der Stelle spielen lassen."

„Ein hübscher Trost!"

„Ah, nicht allzu sehr zu verachten. „La Chanoinesse" hat dem Herrn Scribe hunderttausend Francs eingetragen."

„Ich nehme diese lächerliche Schadloshaltung nicht an."

„Thun Sie, was Sie wollen."

„Und wie steht's mit den zweitausend Francs, welche die Kosten meines Stückes decken sollten?"

„O, ich habe sie sehr gut gebraucht."

„So geben Sie mir diese wenigstens zurück."

„Unmöglich!"

„Wie . . . unmöglich?"

„Ganz und gar."

„Aus welchem Grunde?"

„Ich habe gestern meine Künstler bezahlt, und nicht mehr zweihundert Francs in der Cassa."

„Wann stellen Sie mir den Betrag zurück?"

„Sobald ich kann."

„Und wann werden Sie können?"

„Das weiß ich nicht."

„Das will sagen, daß Sie mich betrügen wollen."

„O, mein lieber Autor, welch' geschmackloser Ausdruck!"

„Nun, mein Herr, so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Geld auf der Stelle haben muß."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Petit-Baudet fing an zu lachen.

„Auf der Stelle," fuhr Ernest erbittert fort, „oder ich belange Sie gerichtlich."

„Wirklich? . . . und worauf berufen Sie sich?"

„Habe ich Ihnen nicht zweitausend Francs gegeben?"

„O, zwischen uns unter vier Augen leugne ich das nicht; aber merken Sie wohl, daß weder Zeugen noch Empfangsbestätigung, noch sonst geschriebene Documente darüber vorhanden sind."

„Sie werden also förmlich leugnen, mein Herr?"

„Vor Ihnen nicht, sage ich; wenn Sie aber gerichtliche Wege einschlagen, vollkommen."

„Das heißt ganz gemein stehlen, mein Herr."

„Nicht im Geringsten! — Es ist mein fester Entschluß, Ihnen eines Tages diese zweitausend Francs zurück zu erstatten; ich bin also mit meinem Gewissen vollständig im Reinen."

„Eines Tages," wiederholte Ernest, „und wenn dieser Tag niemals kommt . . .?"

„Er wird kommen, daran will ich nicht zweifeln; im entgegengesetzten Falle aber sind Sie nicht mein einziger Gläubiger, mein Herr, und Ihre Lage wäre eben nicht schlimmer als die der Anderen."

„Und wenn ich Sie ohrfeige?" schrie Ernest, indem er Petit-Baudet einige Schritte näher trat.

„O, ich werde mich mit Ihnen nicht schlagen; das Duell gehört nicht unter meine Grundsätze. Wenn man, wie ich, einem wichtigen Unternehmen vorsteht, so hat man kein Recht, über seine Person zu verfügen . . . Mein Leben ist das Eigenthüm meiner Künstler. Was würde aus ihnen, wenn ich mich thörichterweise wegen einer Geringfügigkeit tödten ließe?"

Was war zu thun einem solchen Gliedermann gegenüber, der als Mann angezogen war? Die Wange beschmutzt nur die Hand, welche sie berührt. Außerdem wäre es Feigheit, einen Feigen zu schlagen. Ernest sah das ein. Er sprach kein einziges Wort mehr, sondern verließ das Cabinet und nahm

im Herzen die Trauer mit, welche ihm die erste seiner getäuschten Hoffnungen verursachte.

IV.

Die Verleger.

Nach einer schlaflosen Nacht, während welcher sich die Erbitterung über den ehrlosen Director nur noch vermehren mußte, verließ Ernest seine Wohnung, fest entschlossen, gerichtliche Wege einzuschlagen, um zu seinem Rechte zu gelangen. Er begab sich deßhalb zum Anwalt der Gesellschaft dramatischer Dichter, erklärte ihm den ganzen Vorfall und fragte ihn, welchen Weg er einzuschlagen habe.

Der Anwalt lachte, als Ernest den Namen Melon Petit-Baudet nannte.

„Wenn Sie diesen Prozeß anhängig machen," sagte er, „so ist es seit zwei Monaten der siebzehnte der nämlichen Art gegen diesen Herrn."

„Der siebzehnte?"

„Mein Gott, ja."

„Das ist ja aber entsetzlich!"

„Ich widerspreche nicht."

„Und würde ich den Prozeß gewinnen?"

„Ich glaube nicht."

„Warum?"

„Aus Gründen, welche Ihnen Melon selbst erklärt hat. Ihm steht in der That das Recht zu, Ihr Stück erst in Jahresfrist spielen zu lassen, vom Tage der Annahme desselben gerechnet. Was die zweitausend Francs betrifft, so bin ich für meinen Theil vollkommen überzeugt, daß Sie ihm dieselben gegeben haben; er wird die Thatsache aber leugnen . . . nöthigenfalls einen Eid schwören . . . und Sie werden verurtheilt, die Gerichtskosten zu zahlen . . . das ist Alles, was Sie bei diesem Handel gewinnen können."

„Also muß man sich ausrauben lassen, ohne ein Wort reden zu dürfen?"

„Allerdings, wenn man es nicht anders haben will."

„Das ist trostlos."

„Sie haben Recht! . . . Suchen Sie von Petit-Baudet irgend eine Schadloshaltung zu erlangen."

„Er trug mir an, ihm ein einactiges Stück zu schreiben."

„Also nehmen Sie das an, das ist doch immerhin etwas."

„Ich kann mich nicht entschließen, mit einem solchen Menschen nochmals in Berührung zu treten und in dem Schein zu stehen, als wollte ich eine so lächerliche Schadloshaltung noch als eine Gunst annehmen."

„O, wenn Sie diese Zartheit haben, mein lieber Herr, so leisten Sie Verzicht auf das Theater, nehmen Sie Ihr Manuscript zurück und tragen Sie es anderswohin. Nimmt man sich einmal vor, dramatischer Dichter zu werden, so überziehe man zuerst und vor Allem sein Herz und sein Gesicht mit Erz und Stahl."

Ernest verließ ganz herabgestimmt den Rechtsanwalt. Mehrere Tage hindurch verfolgte ihn eine düstere, unheimliche Schwermuth, und seine Thüre war für alle Welt versperrt. Er entfernte sich kaum aus seiner Wohnung, und wenn er es that, zog er den Hut über die Augen herab, streifte an den Mauern hin und nahm den Gang eines Missethäters an, der sich verbirgt und die wachsamen Argusaugen der Jerusalem-Straße überlisten will.

„Warum das?" wird man fragen. O, das ist sehr einfach. Ernest hatte mit Jedem, der ihn anhörte, von seinem Stücke gesprochen, das nächstens im Theater *** zur Aufführung kommen würde. Er hatte damit die Ohren seiner Freunde und seiner bloßen Bekannten betäubt. Er hatte so und so viel Billete für die erste Aufführung versprochen, so zwar, daß der Zuschauerraum alle Jene, die er hinschicken wollte, nicht hätte fassen können. Und was sollte er jetzt Denen antworten, die mit der Frage an ihn herantreten würden: „Nun, mein Lieber, Ihr Stück?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Oder: wann kommt die besagte Aufführung zu Stande?" Oder: „An welchem Tage haben wir zu applaudiren?"

Alle diese Fragen hätten noch gestern seiner Eitelkeit geschmeichelt, aber nach der Zerstörung all' seiner Hoffnungen würden sie sein Gesicht mit Schamröthe übergossen haben.

Wir wiederholen also, Ernest vermied jedes Zusammentreffen mit Leuten seiner Bekanntschaft und dachte in manchen Augenblicken sogar daran, Paris zu verlassen. Da er aber seinem Vater keinen Grund dieser plötzlichen Abreise hätte angeben können, so blieb er.

Inzwischen vergingen einige Tage. Die blutige Wunde, welche Ernest's Eigenliebe geschlagen worden, wurde allmälig weniger schmerzhaft. Die dramatische Wuth hörte mit der Entmuthigung auf und der junge Mann dachte nicht daran, sobald ein neues Theaterstück zu schreiben, wohl aber jene leichteren Lorbeern zu pflücken, welche das gute Publicum der Lesecabinete den Romanschreibern bietet, die ihm zu gefallen wissen.

Das dicke Manuscript: „Wie die Frauen sich zu Grunde richten, Geschichte eines gefallenen Engels," wurde also sorgfältig eingemacht und Ernest schickte sich nach dem Frühstücke an, fortzugehen und einen Verleger zu suchen.

Da der junge Mann in Bezug über den derzeitigen Verlagsbuchhandel vollkommen unterrichtet war, so wußte er, daß er nur bei drei Verlegern mit seinem Werke vorsprechen konnte, nämlich bei den Herren Alexander Cadot, Baudry und von Potter.

Der Eine von ihnen, Herr Cadot, hatte Ernest einen gewissen ehrfurchtsvollen Respect eingeflößt. Cadot steht wirklich an der Spitze des Verlagsbuchhandels mit seinem Kataloge, worin die Namen von Dumas, Georges Sand, Foudras, Sue, kurz, alle literarischen Sterne des neunzehnten Jahrhunderts glänzen. An die Seite dieser ausgezeichneten Namen setzt nun Cadot nicht gerne unbekannte Namen. Es ist also schwer bei ihm anzukommen. Ernest wußte das und war entschlossen, sich zuvörderst an andere Verleger zu wenden, welche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich in ihrer bescheideneren Stellung ohne Zweifel auch gefügiger und willfähriger zeigen dürften.

Ernest sah auf den Umschlägen einiger Bände, die er besaß, daß Herr Baudry in der Coquillière-Straße und Herr von Potter in der Sanct-Jakobstraße wohnten.

Die Sanct-Jakobstraße liegt der Seinestraße näher als der Coquillière-Straße. Dennoch entschloß sich Ernest, ohne zu wissen warum, den Anfang seines Rundganges mit dieser letzteren zu machen.

Im Erdgeschosse des Hauses Nr. 32 sah er eine Buchhandlung, deren Fenster viele lithographirte Aushängeblätter in Rahmen enthielten. Es war da eine erdolchte Frau zu sehen, der ein hoher Strahl von Blut aus der durchbohrten Brust spritzte; ein Priester und zwei Kinder neben einem Sterbebette; ein lustiges Gastmahl von Lebemännern ꝛc.

„Da muß es sein!" dachte Ernest.

Und er trat ein. Ein enges und langes Magazin, ein Ofen, eine Tafel voll von Octavbänden, Stellen und Fächer mit Büchern angefüllt, ein kleiner Schreibtisch, das fiel ihm in die Augen.

Allein er war bei einem Verleger und alle diese unbedeutenden Details hatten für ihn etwas Feierliches und Imposantes. Herr Baudry kam aus dem im Hintergrunde des Magazins gelegenen Zimmer und schritt Ernest entgegen.

Herr Baudry ist sehr brünett, mehr klein als groß und von zweifelhafter Schönheit. Ernest fand ihn imponirend.

„Mein Herr," sprach er zu ihm, „dürfte ich bitten, daß Sie mich gefälligst auf einige Minuten unter vier Augen anhören wollten?"

„Sehr gern, mein Herr."

„Aber vielleicht störe ich?"

„Ganz und gar nicht, mein Herr. Ich bitte, nehmen Sie Platz."

Ernest nahm einen Stuhl. Der Verleger setzte sich an seinen Schreibtisch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Mein Herr," sagte Ernest, „Sie geben viele Werke heraus?"

„O, sehr wenig, mein Herr, ich verlege sehr wenig," fiel der Buchhändler ein, „so wenig als möglich, die Geschäfte gehen schlecht, die gute Zeit des Buchhandels ist vorüber, man liest kaum mehr Romane, die Lesecabinete beklagen sich täglich mehr, und dann habe ich ein kleines Grundstückchen, das mich ungemein beschäftigt."

„Ein kleines Grundstückchen?" wiederholte Ernest.

„Ja, mein Herr, in der Normandie, ganz nahe dem Thale von Auge, eine recht hübsche Anzahl schöner Ländereien; einen Teich, Felder, Wiesen und ein Häuschen. Ich verstehe das Alles, mein Herr! Ich ziehe Ochsen . . . vortreffliches Vich! O, mein Herr, die Ochsen sind mehr werth als die Bücher . . . und man verkauft sie viel leichter."

Ernest, der nicht im Geringsten solche landwirthschaftliche und ochsige Betrachtungen erwartete, kam dadurch ein wenig aus der Fassung. Er sammelte sich aber gleich wieder und fragte:

„Sie verlegen aber noch immer, mein Herr?"

„Ach, das muß ich wohl, was thäte ich denn mit meinen Geldern? Doch werde ich die Romane bald aufgeben, und mich ganz meinem Grundstück widmen, um nur nicht mehr in Berührung mit Schriftstellern zu kommen. O, mein Herr, das ist eine gemeine, lästige Brut!"

„Wirklich?" sagte Ernest lachend.

„Das will ich meinen!"

„Sie haben also Ursache, sich zu beklagen?"

„Mein Gott! man kann mit ihnen unmöglich Geschäfte machen, ohne sich zu beklagen."

„Was, ohne Ausnahme?"

„Beinahe. Der Beste von ihnen taugt nichts, sie sind eitel wie die Pfauen, Alle glauben Talent zu haben und bilden sich ein, man soll sie mit Gold bezahlen, dabei sind sie unzuverläßlich und durchaus nicht gewissenhaft. O, gewiß, mein Herr, sie sind eine gemeine, lästige Brut; ganz abgesehen davon, daß man

drei und ein halbes Viertel, was sie schreiben, nicht verkauft, hat man zuletzt, wenn Verfasser, Buchdrucker, Papierhändler und Buchbinder bezahlt sind, die Bescherung von ganzen Ballen, welche die Magazine anfüllen und sich niemals absetzen lassen . . ."

„Mein Gott," entgegnete Ernest mit einem etwas verzerrten Lächeln, „reden Sie doch nicht schlimm von den Romantikern, ich bitte Sie . . ."

„Warum?"

„Weil ich selbst . . ."

„Ah! ah!" fiel der Verleger ein, „Sie schreiben Romane, mein Herr?"

„Mein Gott! ja."

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Ernest nannte sich.

Dann fügte er sogleich hinzu:

„Mein Name wird Ihnen freilich noch ganz unbekannt sein?"

„In der That, mein Herr."

„Das ist nicht zu verwundern, ich beginne erst meine literarische Laufbahn, und zu diesem Ende bin ich heute gekommen, um Ihnen einen kleinen Besuch zu machen . . ."

Ernest hielt inne in Erwartung einer Antwort. Aber der Verleger sprach keine Sylbe. Bloß sein Gesicht hatte sich auf seltsame Weise verdüstert.

V.

Der König des Octavformats.

„Kurz," entgegnete Ernest, indem er sich mit seinem ganzen Muthe waffnete, „ich habe einen Roman verfaßt und komme Sie zu fragen, ob Sie ihn in Verlag nehmen wollen . . ."

Herr Baudry hob beide Hände zum Himmel oder vielmehr zum Plafond empor mit bestürzter und verzweifelnder Miene.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„In Verlag nehmen?" wiederholte er.

„Es sind nur zwei Bände," bemerkte Ernest.

„Zwei Bände! Großer Gott! und was soll ich damit thun?"

„Sie drucken lassen, und in Ihren Katalog einreihen."

„O, mein Herr, wo denken Sie hin?"

„Nun, wieso?"

„Zwei Bände, in jetziger Zeit! man sieht wohl, daß Sie mit dem Buchhandel nicht vertraut sind."

„Finden Sie, daß zwei Bände zu wenig sind für einen Roman?"

„Zu viel, mein Herr, viel zu viel!"

„Man kann indeß kaum ein Werk schreiben, das nur Einen Band hat."

„Man kann gar keinen schreiben, mein Herr, und sehen Sie, das soll man thun."

„Bedenken Sie, daß ich in Bezug auf Honorarbedingungen gar nicht schwierig wäre."

„Ein Manuscript, mein Herr, das man gar nicht bezahlt, ist heut zu Tage schon zu theuer."

„Sie honoriren aber doch Ihre Schriftsteller?"

„Ach, ich bezahle sie nur zu hoch, ich habe aber diese Thorheit eingesehen, und man wird mich nicht wieder dazu bringen. Bedenken Sie nur, ich kann nicht einmal fertig werden mit dem Absatz der Romane des Herrn Vicomte Tronsondu Portail, und doch ist dieser junge Schriftsteller in den höchsten Zirkeln bekannt und stammt in gerader Linie ab von Bayard oder von Duguesclin, vielleicht gar von beiden. Die Aristokratie sollte seine Werke verschlingen, es wird aber beinahe nichts verkauft."

„Bei der Stimmung, in welcher ich Sie sehe, mein Herr, scheint es mir sehr schwierig, daß wir uns verständigen werden."

„O, mein Herr, es ist nicht bloß schwierig, sondern unmöglich, ganz unmöglich!"

„Sie wollen diese zwei Bände nicht einmal lesen?"

„Wozu das?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun, um zu erfahren, ob das, was ich Ihnen anbiete, gut oder schlecht ist."

„O, ich bin überzeugt, daß es vortrefflich ist, man braucht Sie ja nur zu sehen, mein Herr, und Ihre geistreiche Unterhaltung zu hören, um auf Ihre Verdienste schließen zu können; allein wenn auch Ihr Buch ein Meisterwerk wäre, die gegenwärtigen Zeitumstände erlauben mir nicht, dasselbe zu verlegen. Sehen Sie, meine Collegen lassen mehr drucken als ich, ohne Zweifel können Sie sich mit diesen verständigen. Glauben Sie ja nicht, mein Herr, es sei böser Wille von mir, nein, aber materielle Unmöglichkeit ist's. Wie soll ich mich mit einem neuen Verlagsartikel befassen? Morgen reise ich in die Normandie auf mein Landgut, dort will ich eine neue Bewässerungsmethode versuchen, von der man sich viel Gutes verspricht. Mit diesem neuen System kann man, wie es scheint, in zwei Jahren den Ertrag der Ländereien vervierfachen . . ."

Ernest nahm sehr entmuthigt sein Manuscript wieder unter den Arm und verließ diesen Verleger, welcher so lebhaft mit Landwirthschaft sich beschäftigte, um seine Schritte nach der Sanct-Jakobstraße zu lenken.

Seine Unterredung mit dem Herrn von Potter unterschied sich sehr wenig von jener, die wir eben unseren Lesern mitgetheilt haben.

Herr von Potter hatte Ernest, um den Verlag des Manuscriptes abzulehnen, eben so peremtorische Gründe angegeben, wie Herr Baudry. Diese Gründe waren zwar anderer Färbung, aber sie besagten das Nämliche.

Ernest zauderte lang, bevor er sich auf den Weg zu Herrn Cadot begab.

„Bei dem ersten Worte, das ich sprechen werde," dachte er, „wird mir der König der Octavbände unter die Nase lachen. Aber wenn auch! versuchen wir das Glück! wer nichts wagt, gewinnt nichts; übrigens ist es besser, sagt man, sich an den Meister als an den Gesellen zu wenden."

Als Ernest in der Serpente-Straße Nr. 37 ankam, stand er vor einem großen ehemaligen Hôtel, welches einst ich weiß

nicht mehr welcher erste Parlamentspräsident erbaut hatte. Ein alter, kleiner Thürhüter, verdrießlich und halb taub, solch' ein Typus, wie man sie nur noch bei Daumier und in den Vaudevilles des Palais-Royal sieht, stand unter dem Bogen des Thores, auf einen Besenstiel gestützt.

„Ich bitte, ist Herr Cadot, der Verleger, zu Hause?" fragte Ernest.

„Was?" bellte der Portier.

Der junge Mann wiederholte seine Frage.

„Im zweiten Stock."

„Ist er in seiner Wohnung?"

„Sehen Sie nach."

Ernest ging hinauf und öffnete die Thüre des zweiten Stockwerkes; eine Glocke läutete von selbst. Er ging durch ein Vorzimmer, in welchem Bücher aufgehäuft lagen, dann kam ein großer, schöner Speisesaal mit schwarzen und weißen Würfeln eingelegt, wie ein Damenbrett.

In diesem Saale befanden sich mehrere Personen.

„Ist Herr Cadot zugegen?" fragte Ernest, sich verbeugend.

„Ja, mein Herr," antwortete ein junger Mann, der einen Pack Bücher auf der Schulter trug und eben fortgehen wollte, „gehen Sie dort rechts."

Ernest trat in ein ungeheures Zimmer, das einst ein Empfangssaal war und jetzt in ein Magazin umgewandelt worden.

Das Octav thronte auf den Büchergestellen, auf den Schreibtischen, kurz überall in seiner Glorie. Die frischgelben Umschläge zeigten in schönen dicken Lettern die lockendsten Titel von der Welt mit all' den berühmten Namen der modernen Literatur.

Ein dicker, großer Herr, ganz grau gekleidet mit Pantalon, Jacke und Gilet, in Pantoffeln und ohne Cravate, rauchte eine Cigarre und theilte Befehle aus.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragte er.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Cadot zu sprechen?" fragte Ernest schüchtern.

„Ich bin es, mein Herr."

„Dürfte ich Sie wohl bitten, mir einige Secunden Gehör zu schenken?"

„Recht gern. Treten wir in mein Cabinet."

Dieses Cabinet glich nicht so ganz dem Magazin in der Coquillière-Straße. Es hatte ein vorwaltendes Künstlergepräge. Ueber einem runden Schreibtische, auf welchem Briefe, Manuscripte, Probeblätter 2c. 2c. lagen, sah man ein sehr schönes Portrait von Alexander Dumas in Pastell, nach dem herrlichen Originalbilde von Girand. Etwas weiter entfernt hing ein großes Bild auf Holz, eine bemerkenswerthe Composition von Teniers, dem Vater; dann noch andere moderne Gemälde von Kunstwerth; dann Statuetten u. s. w. Auf einem anderen, kleineren Schreibtische standen offene Kistchen voll Cigarren.

Cadot rückte Ernest einen tiefen, gepolsterten Lehnstuhl hin und nahm selbst Platz.

„Ich höre, mein Herr," sagte er dann.

Der junge Romantiker blickte den bedeutenden Verleger schüchtern an. Die Physiognomie dieses Letzteren hatte nichts Abschreckendes. Sein volles, wenig gefärbtes Antlitz hatte den Ausdruck von Geist und Gutmüthigkeit. Der Blick war lebhaft und die Lippen lächelnd.

„Mein Herr," sagte Ernest, ermuthigt durch diese wohlwollende Physiognomie, „ich beginne unmittelbar mit der Frage und falle, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus."

„Sie haben Recht. Um was handelt sich's?"

„Ich habe einen Roman geschrieben."

„Das vermuthete ich."

„Ah, Sie vermutheten?"

„Ja."

„Und aus welchem Grunde?"

„Nun, sehr einfach wegen dieses Manuscriptes welches Sie da sorgsam eingepackt tragen, und das hübsch dick zu sein scheint. Ich bin durchaus kein Hexenmeister."

„Nun, mein Herr, so errathen Sie auch ohne Zweifel den Beweggrund, der mich hieher führt?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O vollkommen! Sie kommen zu Cadot, damit Cadot Ihr Verleger werde."

„Ich sehe wohl ein, mein Herr, wie ehrgeizig dieser Wunsch ist. Darf ich indeß hoffen?"

„Sie haben ein sehr einnehmendes Aeußere, mein Herr, und ich möchte Ihnen von ganzem Herzen dienen, doch leider ist's unmöglich."

„Unmöglich?"

„Ganz und gar."

„Warum?"

„Die Frage, welche Sie da stellen, ist mir seltsamerweise jede Woche fünf- oder sechsmal von jungen Leuten gestellt worden, welche sich in derselben Lage befanden wie Sie, und ich will Ihnen die nämliche Antwort geben, welche ich Jenen gab: es ist unmöglich, weil Sie noch keinen Namen in der Literatur haben und folglich ein Buch von Ihnen eine Waare ist, die man nicht absetzt."

„Doch, mein Herr, wenn sich Talent im Buche zeigt?"

„Ach, mein Herr, es ist traurig zu sagen, aber das Talent hat keine große Geltung. Wir sind in einer Epoche angelangt, wo das Publicum derart blasirt und gleichgiltig ist, daß es durchaus Namen will und sich nicht entschließen könnte, den Roman eines unbekannten Verfassers zu lesen."

„Was ist aber da zu thun?"

„Machen Sie sich bekannt."

„Wo."

„Das weiß ich nicht."

„Die anderen Verleger werden mir dieselbe Antwort geben, die Sie mir geben."

„Wahrscheinlich."

„Die Journale werden zweifelsohne dasselbe thun."

„Gewiß."

„Um auf das Pferd zu steigen, ist es aber doch unerläßlich, den Fuß in den Steigbügel zu setzen."

„Unbestreitbar."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Nun denn, wenn Niemand den Steigbügel hält, so muß man eben auf der Erde bleiben."

„Mein Herr, soll ich Ihnen meine Gedanken freimüthig und offen heraussagen?"

„Ich bitte darum."

„Nun, wenn Sie wirklich Talent besitzen, so werden Sie sich bekannt machen, obwohl ich nicht weiß, wie Sie das anfangen sollen oder wollen; aber das Talent bricht sich immer Bahn."

„Wie aber soll ich das anfangen?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es nicht weiß."

„Helfen Sie mir ein wenig, geben Sie mir eine Idee, wenn ich bitten darf."

„Nun, so hören Sie: versuchen Sie es mit einem Mitarbeiter. Besuchen Sie einen unserer beliebten Autoren und bewegen Sie ihn, daß er Ihnen das Patronat seines Namens gewähre . . ."

„Mein Werk sollte einen anderen Namen tragen? . . . Nimmermehr!"

„Ueber diese Frage der Eigenliebe muß man sich hinwegsetzen: das Mittel ist gut, glauben Sie mir. Ich kann Ihnen Beispiele anführen; der Verfasser der „Ritter vom Landsknecht", ich meine den einzigen und wahrhaften Verfasser, Jenen, der als zweiter genannt ist auf den Umschlägen des Buches. Ließ er nicht bei den zehn Bänden dieses Romans, dessen Erfolg ungeheuer war, den Namen eines anderen Schriftstellers voraussetzen, der viel Talent hatte und bereits bekannt war? Hat das den jungen Romantiker gehindert, sein Ziel zu erreichen? Nein, hundertmal nein! Nun denn, wo wäre er heute, wenn er nicht bei seinen Erstlingswerken diese Eitelkeitsfrage ganz beiseite gelassen hätte?"

„Wenn ich mich aber dazu entschließen wollte, an wen soll ich mich wenden?"

„O, Sie haben nur die Verlegenheit der Wahl; sprechen Sie mit Dumas, mit Foudras, mit Montèpin . . ."

„Werden aber diese Herren darauf eingehen?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Das ist etwas Anderes, das weiß ich nicht, ich sage Ihnen nur, daß ich, wenn sie es eingehen, Ihren Roman verlege."

„Wo finde ich Dumas?"

Cadot blickte auf einen Band der „Musketiere", welcher soeben im Drucke erschien.

„In Brüssel," sagte er dann, „er ist diesen Morgen abgereist."

„Ah!" rief Ernest.

Dann fragte er weiter:

„Und Foudras?"

„Er rührt sich nicht aus Bourbon l'Archambault (Allier)."

„Teufel! das ist ein bischen weit."

„O nein, in drei Tagen kommen Sie hin und wieder zurück."

„Und Montépin?"

Cadot wühlte in seinen zerstreuten Papieren auf dem Schreibtisch. Er nahm ein viereckiges Briefcouvert, blau gestreift und roth gesiegelt.

„Sein letzter Brief," sagte er, „trägt den Stempel von Croisic in der Bretagne, er muß noch dort sein; wenn Sie sich morgen Früh auf den nach Nantes fahrenden Zug setzen, so treffen Sie ihn sicher noch dort und eben im Begriffe, sich mit seinem neuseeländischen Hunde im Meere zu baden. Es sind ja nur hundertfünfzig Meilen hin und eben so viele zurück, eine Bagatelle!"

Diese Bagatelle erschreckte aber doch Ernest, und der Arme dachte bei sich, daß die Illusion des Octavs im gelben Umschlag schwand, um auf jene der Repräsentation überzugehen.

Drama und Roman fielen zusammen in den Schoß der Werke, die nie erscheinen. Er verbeugte sich schweren, düsteren Herzens vor Cadot, der ihn mit der größten Artigkeit bis vor die letzte Thüre seiner Wohnung führte, und kehrte zurück in die Seine-Straße betrübter und niedergeschlagener als ein Jäger, der keine Beute nach Hause bringt.

Ernest war wirklich auf der Jagd gewesen. Ach! auf der Jagd nach Chimären! —

* * *

Es stand aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß „Wie die Frauen sich zu Grunde richten" dennoch am großen Tage der Oeffentlichkeit blühen würde.

Ernest sprach von seinem neuen Unstern mit seinem Freunde, dem einflußreichen Kriticus. Dieser lächelte und führte ihn zur „neuen Buchhandlung". Ernest bestritt die Kosten der Auflage, des Papiers, des Bindens und der Ankündigungen.

Sein Werk wurde gedruckt und feilgeboten.

Und nun vernehme man die Resultate dieses Unternehmens nach Verlauf von drei Monaten:

Am Tage der Verkaufsanzeige lagen im Magazine fünfhundert Exemplare. An Susanne wurden zehn Exemplare verabfolgt. Den Freunden von Ernest wurden zwölf Exemplare übersandt.

Für sich selbst behielt er drei Exemplare.

Ernest hatte also über fünfundzwanzig Exemplare selbst verfügt und es verblieben im Magazine vierhundert fünfundsiebzig.

Diese lagen schon vier Monate lang unverkauft und unbegehrt.

Armer Ernest! Er ging nun abermals auf die Jagd nach Chimären.

Zweite Abtheilung.

Fräulein Simon.

I.

Das Haus in der Straße von Paris zu Belleville.

Wir haben mit unseren Lesern schon lange nicht mehr von Susanne gesprochen, trotzdem wir dieses Mädchen mit unauflöslichen Banden an unser Buch geknüpft haben: wir machten sie zur Heldin eines Romanes und eines Dramas; der Moment ist nun gekommen, an die Stelle der Dichtung die Wahrheit zu setzen; der Moment ist gekommen, die wirkliche Vergangenheit dieses jungen Wesens zu erzählen.

Das wollen wir auch thun, und dem zufolge greifen wir um mehrere Jahre zurück.

* * *

Jeder Pariser kennt Belleville, diesen Lieblingsaufenthalt kleiner Besitzer, oder Beamten mit achtzehnhundert Francs jährliche Bezüge, oder schlecht besoldeter Künstler der Boulevardtheater.

In der Hauptader von Belleville, das ist in der Straße von Paris, befand sich und befindet sich noch ein kleines Haus

von hübschem Aussehen, zwischen dem Hof und einem Garten gelegen. Der Hof war nicht groß. Der Garten war bescheiden. Das Häuschen hatte nur ein Stockwerk.

Aber Alles athmete Ordnung, Ruhe und jene auszeichnende Reinlichkeit, die an Werth beinahe dem Luxus gleich kommt.

Durch die Hofthüre kam man auf die Straße, durch eine grüne, hölzerne Thüre mit vollen Flügeln, welche es den Blicken nicht erlaubten, in's Innere zu dringen. Holunder von schönem Wuchs wiegte über die Mauer hinaus seine grünen Zweige und wohlriechenden Blüthen.

In der Mitte des Hofes befand sich ein ovaler Rasenplatz, von einem mit Sand bestreuten Fußsteig umgeben.

Die Wohnung hatte fünf Fenster in der Façade und eine Thüre. Im Erdgeschosse waren eine Thüre und zwei Fenster; im ersten Stocke drei Fenster.

Man sehe nun auf die innere Eintheilung. Ein langer Gang führte vom Hofe in den Garten. Rechts von diesem Gange befand sich ein Salon, ein Speisesaal und ein Ruhecabinet, das als ein Boudoir gelten konnte. Links war die Küche, das Waschhaus 2c. Das erste Stockwerk enthielt vier Schlafzimmer.

Der rückwärts gelegene Garten hatte ungefähr ein Drittel Morgen im Umfang. Mit Ausnahme einer Buchenallee, die ihn ganz umgab und in der brennenden Sonnenhitze den Spazierenden Schatten gewährte, war er ausschließlich der Blumencultur gewidmet.

Die Umfassungsmauer hatte etwa zehn Fuß Höhe und war von keinem Hause beherrscht. Sie diente zugleich als Grenze für die anstoßenden Gärten.

Die Einrichtung des Speisesaals war von Nußbaumholz. Mehrere Kupferstiche (nach Gros, Gérard, Horace Vernet), welche Schlachten aus der Kaiserzeit darstellten, hingen an den Wänden in vergoldeten Rahmen und bildeten den Schmuck des Salons und des kleinen Cabinets.

Nur zwei der Schlafzimmer im ersten Stockwerke verdienen die Ehre einer besonderen Erwähnung. Der Anblick des ersten

dieser zwei Zimmer war zugleich kokett im Detail und jungfräulich im Ganzen. Die Möbel und Vorhänge waren, wie im Salon des Erdgeschosses, von sehr hellem und mit kleinen Sträußchen geblümtem Stoffe. Zwei kleine Bettstellen von Eisen, voll anmuthiger Einfachheit, hüllten sich in die zahlreichen Falten von weißem Mousselin, der einer durchsichtigen Wolke glich. Ein niedliches Venetianerglas diente als Spiegel. Auf dem Kamine stand eine sehr kleine Pendeluhr und zwei große, japanische Hörner voll Blumen. Vor dem Fenster breitete eine ländliche Flora ihre wohlriechenden Spenden aus. Der Tisch in der Mitte diente gleichfalls einem ungeheuren Blumenkorb als Fußgestell.

Kurz, es gab da überall Blumen, und ein Beobachter, wäre er noch so wenig neugierig gewesen, hätte beim Eintritt in dieses Zimmer sagen müssen, dasselbe könne nur von zwei jungen Mädchen bewohnt sein. Er hätte sich auch nicht getäuscht.

Gehen wir nun zu dem zweiten Zimmer. Dieses, viel kleiner als das erste, war auch viel einfacher und zeigte einen ganz verschiedenen Charakter.

Hier athmete Alles den Imperialismus, oder besser gesagt: den reinsten Chauvinismus. Auf einer Pendeluhr von schwarzem Marmor stand eine kleine Büste von Napoleon I. aus Bronze. Eine andere Büste, aber von Gyps, stand auf einem Mauergesimse. Unter diesem Gesimse sah man eine Trophäe, gebildet aus zwei Degen eines höheren Offiziers, aus zwei Epauletten, geschwärzt im Pulverdampf von zwanzig Schlachten, aus einem Stehkragen, gleichfalls gebräunt, endlich aus einem Ritterkreuz der Ehrenlegion. Ein Dutzend Lithographien in Ebenholzrahmen, gezeichnet von Charlet, stellten französische Truppen dar in allen Uniformen und allen Situationen, ein Kupferstich den Tod Napoleon's auf St. Helena. — Ein Paar Dolchpistolen, in Form eines Kreuzes gelegt, bildeten einen Anhang zu den besagten Trophäen.

Zwei Pfeifengestelle von geschnitztem Acajou, wovon jedes ein Dutzend schöner Tabakpfeifen enthielt, ein eisernes Bett (denen ähnlich, welche die Soldaten in den Casernen haben) ohne Vorhänge, vier Sessel, gepolstert mit schwarzem Roßhaar,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vollendeten die Ausstattung, welcher sich noch ein in der Kaminecke stehender großer Lehnstuhl à la Voltaire, mit rothem Maroquin überzogen, zugesellt.

Auf einem kleinen Schreibtische lagen Journale, Broschüren, Papiere, eine Polizeikappe mit Schnur und goldener Eichel, ein Paar Handschuhe von Hirschleder, Cigarren und eine prächtige Pfeife aus Meerschaum.

Das ist das genau detaillirte Mobiliarverzeichniß dieses Zimmers, so gut es irgend ein Amtsschreiber bei einem Inventar aufzunehmen vermocht hätte.

Wir fügen noch hinzu, daß darin der Tabakgeruch vorherrschend war, denn er entstieg den Pfeifen, und auch die Möbel, Vorhänge, Fenster und Papiertapeten rochen nach Tabak.

Der Neugierige, von welchem wir oben gesprochen haben, hätte ohne Anstand behauptet, daß der Bewohner dieses Zimmers ein alter Soldat sein müsse. Und er hätte sich eben so wenig getäuscht als das erste Mal.

II.

Die zwei Töchter des Commandanten.

Wir haben nun, wie uns dünkt, das Haus der Straße von Paris in Belleville ziemlich weitläufig, vielleicht sogar ein wenig zu umständlich beschrieben. Jetzt befassen wir uns, wenn es beliebt, mit den Bewohnern des Hauses. Sie waren der Zahl nach vier.

Der Commandant Simon, pensionirter Stabsoffizier; seine zwei Töchter: Bertha und Susanne, und die Normännin Mariolle, die die Functionen der Köchin sowol, wie des Stubenmädchens gleichzeitig verrichtete.

Obschon der Commandant bereits sein achtundsechzigstes Lebensjahr erreicht hatte, war er doch noch gut conservirt und erfreute sich einer leidlichen Gesundheit, wenn nur seine rheumatischen Zufälle hätten ausbleiben wollen und er nicht an einem

halben Dutzend Wunden gelitten hätte, von denen einige von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrachen. Er hatte spät erst geheirathet und war nach einer achtzehnjährigen Ehe Witwer mit zwei kleinen Mädchen geblieben.

Herr Simon war beinahe arm. Sein Vermögen bestand in dem Hause zu Belleville, in hundert Louisd'or Staatsrenten und seiner Pension. Mit diesen drei mäßigen Subsistenzmitteln mußte er für seinen ganzen Haushalt und alle persönlichen Bedürfnisse sein Auskommen finden. Und der alte Soldat fand es. Er stand aber dabei nicht bloß ehrenhaft da, sondern fand auch Mittel, seinen Kindern eine fast brillante Erziehung in einem guten Pensionate geben zu lassen, und als er sie wieder zu sich nahm, umgab er sie mit allen jenen kleinen luxuriösen Dingen welche wir oben beschrieben haben.

In dem Augenblick, wo wir unsere Leser in dem Hause der Straße von Paris einführen, war es gerade ein Jahr, daß Bertha und Susanne unter das väterliche Dach zurückgekehrt sind. Bertha war achtzehn, Susanne siebzehn Jahre alt.

Der Commandant Simon lebte nur seinen Kindern und war in seinem Herzen vollkommen überzeugt, daß er für das Eine wie für das Andere eine gleiche Vaterliebe hegte. Hierin aber täuschte er sich. Er hatte, ohne es zu wissen, eine entschiedene Vorliebe für seine jüngere Tochter Susanne. Bertha war jedenfalls ein reizendes Mädchen, allein sie erreichte nicht im Entferntesten die strahlende Schönheit ihrer Schwester. Bertha's Charakter war überdies ernst, nachdenkend, verschlossen. Ihr ungemein zartes Gefühlsleben trat wenig nach außen. Kurz, sie schien kalt. Susanne dagegen war lebendig und romanhaft, mittheilend und sentimental, hatte weit mehr Feuer des Geistes, weit mehr Schwung und hochfahrenden Sinn, und machte durch ihre berechneten Liebkosungen den alten Soldaten fast zum Narren in seiner Freude.

Der Commandant verhehlte es sich keineswegs, daß seine Töchter ungeachtet ihrer Schönheit und guten Erziehung schwerlich einen Mann finden dürften, da er ihnen gar keine Mitgift geben konnte. Er suchte sie für das nothgedrungene Cölibat,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu welchem sie, seiner Meinung nach, das Schicksal verurtheilte, schadlos zu halten, so sehr es in seinen Kräften stand.

Demzufolge verschaffte er ihnen alle Vergnügungen, die sich mit seinem spärlichen Einkommen vertrugen. Leider konnten dieselben nicht eben zahlreich sein. Im Sommer waren es Spaziergänge in den Umgebungen von Paris, kleine Schmausereien im Grünen oder im Walde, Fahrten im Kahn auf der Seine, Besuch ländlicher Bälle. Im Winter waren es Schauspiele, die den jungen Mädchen, insbesondere Susannen, weit mehr gefielen als die ländlichen Zerstreuungen, ausgenommen die Bälle.

Nun hatte sich aber der Commandant — wir schalten das hier gleich ein — nicht sehr schwierig gezeigt in der Wahl der Stücke, zu welchen er seine Töchter führte. Es genügte ihm, daß das Feuilleton seines Journals dieses oder jenes Melodram oder Vaudeville anpries, um Bertha und Susanne dahin zu führen, — und man weiß, daß die Feuilletonisten in Bezug auf Moralität nicht immer strenge und verläßliche Richter sind.

Diese Stücke, wie immer sie sein mochten, unterhielten Bertha, doch ließen sie weder in ihrem Geiste, noch in ihrem Herzen irgend welche Spur zurück.

Nicht so bei Susannen. Wir haben schon oben gesagt, daß sie romanhaft war. Die Schauspiele, denen sie beiwohnte, hatten diese Anlage noch weit mehr erhöht. Sie dachte sich in die Stelle jeder Heldin eines Vaudeville oder Melodrams . . . sie lachte oder weinte mit ihr . . . sie beschäftigte sich während verschiedener Tage mit den erdichteten Katastrophen, von denen sie so tief bewegt wurde . . . sie träumte davon Tag und Nacht und sah die Welt in den falschesten Farben.

Hierzu bemerken wir noch, daß der Commandant zu Hause seine Töchter frei schalten und walten ließ, wie es ihnen beliebte. Susanne hing leidenschaftlich am Lesen, und der Commandant schenkte diesem neuen Geschmack seinen ganzen Beifall. Er abonnirte bei dem ersten Lesecabinet von Belleville, und Susanne fing an, eine überschwengliche Menge von Theaterstücken und Romanen zu verschlingen. Sie that das Alles ohne Wahl, ohne Rücksicht, auf gut Glück. Die Ausleiherin war die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einzige Schiedsrichterin in der Lectüre des jungen Mädchens, und was sie schickte, wurde angenommen.

An die Gefahr dieser Lectüre knüpfte sich eine andere. Der Commandant war kein Freigeist, allein in Sachen der Religion unwissend oder ganz und gar gleichgiltig; er glaubte seine Vaterpflichten hinlänglich zu erfüllen, wenn er Sonntags seine Töchter in eine stille Messe führte. So waren die religiösen Grundsätze, welche Bertha und Susanne im Erziehungsinstitute erlangt hatten, allmälig schwächer geworden und endlich ganz verschwunden. Und so schied die letzte Schutzwache, welche Susanne vor der Gefahr bewahren konnte, wenn diese sich einstellte.

Wir sagen: Susanne, und nicht auch Bertha, denn die Letztere war so ziemlich hinreichend geschützt durch die große Zurückhaltung ihres Geistes und die unendliche Zartheit ihres Herzens.

Uns scheinen die wenigen Zeilen, welche wir vorausschickten, zum Verständniß der folgenden Blätter zu genügen.

* * *

Es war an einem Nachmittag gegen Ende des Herbstes. Bertha und Susanne befanden sich in dem kleinen Boudoir, welches an den Salon im Erdgeschosse stieß. Bertha war mit einer Stickerei beschäftigt. Susanne las den siebenzehnten Band des „Vicomte von Bragelonne". Auf einmal legte sie ihr Buch weg.

„Ach!" rief sie, „warum haben wir nicht zur Zeit Ludwig's XIV. gelebt!!"

Bertha fing zu lachen an.

„Warum lachst Du?" fragte Susanne.

„Weil mir scheint, daß Du eben bedauerst, jung zu sein und wie gewöhnlich Deine siebenzehn Jahre nicht zu schätzen weißt."

„Es ist wahr, liebe Schwester; aber, aufrichtig gesagt, ich weiß nicht, ob ich nicht einwilligen würde, vor hundert Jahren gelebt und damals an dem Hofe des großen Königs geglänzt zu

haben unter jenen Ehrenfräulein wie z. B. La Vallière und Tonnay Charente . . ."

„Und was hättest Du jetzt davon, mein armes Kind?"

„Die Erinnerung."

„Das ist sehr wenig."

„Wenig! . . . ah, wir verstehen uns nicht! . . . In der Erinnerung leben heißt wenigstens gelebt haben! . . . Sterben! . . . was liegt daran, wenn man sich erinnert . . . Findest Du denn, daß wir leben?"

„Ja freilich," antwortete Bertha lachend.

„O, Du . . . Du begnügst Dich mit Allem."

„Wünsche ich denn nicht auch, wie Du, Prinzessin zu werden?"

„Du hast den Geschmack des ärmsten Bürgers."

„Aber was bin ich denn Anderes, meine Liebe, als eine Bürgerliche . . . und das bist auch Du, meine arme Susanne."

Susanne neigte entmuthigt den Kopf.

„Es ist wahr," murmelte sie; „eine Bürgerliche! . . . das ist der richtige Ausdruck . . . man muß seine Flügel niedersenken . . . in dieser erstickenden Atmosphäre leben . . . und Schweigen beobachten, denn man versteht mich nicht! . . ."

Einige Secunden lang schien Susanne in trübselige Gedanken zu versinken, die in ihrem poetischen Geiste erwacht waren. Dann nahm sie wieder das Buch und setzte ihre unterbrochene Lectüre fort.

III.

Der Chevalier von Maison-Rouge.

Einige Minuten vergingen. Bertha fuhr fort zu sticken und murmelte die Arie einer neuen Romanze. Susanne las mit glühender Hast. Da ging die Thüre zum Salon auf und der Commandant Simon erschien an der Schwelle.

Die jungen Mädchen empfingen ihn mit freudigen Rufen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susanne, behender als Bertha, schleuderte ihr Buch fünf oder sechs Fuß weit weg, sprang auf wie ein junges Reh und warf sich an den Hals ihres Vaters, den sie auf beide Wangen klatschend küßte.

Der Commandant Simon war ein Mann von hohem Wuchse und anscheinend, trotz seines Alters, noch kräftig. Er war gekleidet wie ein guter Bürgersmann, trug einen stahlgrünen Paletot, ein gelbes Gilet und eine graue Hose mit gleichfarbigen Strümpfen und lackirten Schuhen.

Nur drei Dinge verriethen in ihm den alten Soldaten: eine tiefe Narbe, welche vom innern Winkel des linken Auges ausging und sich auf derselben Seite unter dem Kinnbacken verlief, die Wange in zwei gleiche Hälften spaltend; — ferner das rothe Band, an das Knopfloch des Paletots geknüpft, — und endlich der lange schwarze Schnurrbart, der nur hie und da erst mit weißen Haaren gemengt war.

Das Antlitz des Commandanten war, trotz Schnurrbart und Narbe, ganz und gar nicht schrecklich oder wild, es drückte vielmehr naive Gutmüthigkeit und große väterliche Zärtlichkeit aus.

So wenigstens war seine Physiognomie vor seinen Töchtern. Vor dem Feinde hatte sie sich sicher ganz anders gezeigt.

„Guten Tag, lieber Vater! guter Vater! guten Tag!" rief Susanne und begleitete jedes ihrer Worte mit einem Kusse.

Auch Bertha kam und umarmte ihren Vater.

„Vater," fragte Susanne, als sich Herr Simon seines Hutes entledigt und niedergesetzt hatte, „woher kommen Sie denn?"

„Woher ich komme, Du kleine Neugierige?"

„Ja, Vater, sagen Sie es uns doch."

„Nun, ich komme von Paris."

„So müssen Sie recht müde sein; haben Sie vielleicht Durst? Wollen Sie, daß ich Ihnen einen guten Grog mit Rum mache? Sagen Sie es schnell, ich bin bald fertig damit."

„Dank, meine Liebe."

„Nun, wollen Sie?"

„Nein, mein Kind, ich bin nicht müde und auch nicht durstig."

„O, o! lieber Vater!"

„Und zwar aus zwei Ursachen."

„Und aus welchen?"

„Ich bin im Kaffeehaus gewesen, habe dort Bier getrunken, und bin mit einem Omnibus zurückgekehrt."

„Ah, das laß ich mir gefallen, lieber Vater! Und was haben Sie denn in Paris gethan?"

„Ich ging spazieren."

„Weiter nichts?"

„Nein."

„Lieber Vater, Sie lachen, es ist doch wohl noch Etwas . . ."

„So? und was sollte das denn sein?"

„Das weiß ich nicht, deßhalb eben sollen Sie es uns sagen."

„Nun denn, ihr neugierigen Kinder, ich bin euretwegen nach Paris gegangen."

„Unsertwegen?"

„Ich wollte euch eine kleine Ueberraschung machen." –

„Wirklich?"

„Gewiß."

„Und es ist Ernst damit?"

„Na freilich!"

„Und wann denn?"

„Diesen Abend."

„Und was?"

„Nun rathet einmal!"

Susanne fing an nachzudenken. Eine Weile darauf erhob sie ihr schönes Köpfchen und sagte:

„Wirklich, ich kann es nicht errathen . . . und Du, Bertha?"

„Ich eben so wenig," antwortete die ältere Schwester.

„Vater, ist's ein Geschenk?" fragte Susanne.

„Nicht so ganz."

„Ein Vergnügen?"

„Ja."

„Diesen Abend?"

„Ja."

„Nun," rief Susanne freudig, „ich wette, Sie wollen uns in's Theater führen."

„Und Du gewinnst Deine Wette," sagte der Commandant; „wir sind schon lange nicht mehr im Theater gewesen, darum dachte ich, es würde Euch Vergnügen machen."

„O, o! Vater! großes, großes Vergnügen!" entgegneten beide Mädchen.

Dann fuhr Susanne fort:

„In welches Theater werden wir denn gehen?"

„In das Théâtre-historique."

„O, wie schön! was spielt man heute?"

„Den Chevalier Maison-Rouge."

„Ein Stück von Dumas! o, lieber, lieber Vater! wir sind glücklich und danken Ihnen! Spielt Mélingue in diesem Stücke?"

„Ja, und auch Laferrière."

„Mein Gott, wie muß das hübsch werden!"

„Und man singt darin," fuhr der Commandant fort, „den berühmten Chor:

Zu sterben für das Vaterland,
O Loos so schön, so neidenswerth!

„Du weißt, wir hören das oft von den Arbeitern singen, wenn sie Abends vorübergehen. Eine vortreffliche Arie, Du sollst sie lernen und mir auf Deinem Claviere vorspielen."

„Alles, was Sie wollen, lieber Vater."

„Das Schauspiel fängt früh an, denn es besteht, wie ich glaube, aus zehn oder zwölf Tableaux ... Ich habe eine Idee, meine Kinder, die ich für gut halte und eurem Urtheile unterwerfen will."

„Sprechen Sie schnell, lieber Vater."

„Wir geben Mariolle für diesen Abend Urlaub, und nehmen alle Drei unser Diner bei Passoir ein ..."

Susanne vergaß auf der Stelle die so beneideten Herrlichkeiten am Hofe Ludwig's XIV. und sprang herum wie ein Kind.

„Ein Fest, lieber Vater, ein richtiges Fest!" rief sie; „o! wie prächtig werden wir uns unterhalten!"

Der Commandant, entzückt über die Freude seiner Kinder, rieb sich die Hände.

„Wissen Sie, guter Vater," begann Susanne wieder, „gehen wir recht frühzeitig fort. Sehen Sie, wie fatal wäre es, wenn wir keine Plätze mehr bekämen!"

„Oh, damit hat es keine Gefahr, ich stehe für Alles!"

„Wird das Stück nur wenig Leute locken?"

„Im Gegentheil, es wird Alles voll sein, schon um Mittag werden sich die Zuschauer am Boulevard aufstellen."

„Nun, und wir?"

„Nun, meine Kinder, ich habe eine Loge."

Der Commandant zog wirklich aus seiner rechten Westentasche ein gelbes Billet, auf dem die Worte standen:

Théâtre-historique.
Zweite Logenreihe.
Nr. 47. — Vier Sitze.

Der Anblick dieses Billets beruhigte Susanne und hielt jede Beängstigung von ihrer Freude fern.

„Jetzt, meine Kinder," begann Herr Simon wieder, „ist es bald vier Uhr und wir müssen an unsere Toilette denken."

„O, Vater! in weniger als fünf Minuten sind wir bereit."

Die zwei Schwestern umarmten auf's Neue den Commandanten, dann flogen sie, hurtig wie Vögel, der Treppe zu, die in ihr Zimmer führte.

Ihre Toilette dauerte wirklich nicht lange. Nach Verlauf von zehn Minuten schon kamen sie zurück.

Sie waren Beide gleich einfach, aber doch elegant angezogen. Sie trugen Kleider von Batist mit weißem Grund und besäet mit kleinen blaß rosafarbenen Blumensträußchen. Die

Leibchen von weißem Piqué zeigten ihren schlanken Wuchs und waren musterhaft geschnitten. Kleine Mantillen von Gros de Naples, schwarz, einfach mit einem Sammtbande garnirt und Strohhüte mit Rosen aufgeputzt, vollendeten ihre Toilette.

„Lieber Vater, wir sind fertig," sagte Susanne.

„Ja, meine Kinder, ihr haltet euch genau an die Soldatenstunde, besonders wenn sich's um ein Vergnügen handelt."

„Wie finden Sie uns denn?"

„Prächtig."

„Wirklich?"

„O, das wisset ihr wohl! und ich bin stolzer auf meine zwei kleinen Krieger, als es der Kaiser Napoleon war auf die Regimenter seiner alten Garde."

IV.

Drei Lebemänner.

„Nun," begann der Commandant wieder, „so müssen wir Mariolle fortschicken, daß sie uns einen Wagen hole."

„Einen Wagen?" fragten die zwei jungen Mädchen, „warum denn das?"

„Ei, um zum Diner zu fahren."

„O, lieber Vater," sagte Susanne, „es ist so schön! gehen wir wenigstens so lange zu Fuße, als wir nicht müde sind."

„Meiner Treu, das ist mir ganz recht . . . ich war nur um eure schöne Toilette besorgt, meine Kinder; mir persönlich ist das Gehen viel lieber, vornehmlich wenn ich dabei eine Cigarre rauchen kann."

Der Commandant und seine zwei Töchter spazierten also langsamen Schrittes durch die lange Straße von Belleville.

Auf dem Wege hielten Bertha und Susanne eine reiche Ernte von wohlgefälligen Blicken. Wenn die jungen

Mädchen schon vorüber waren, wandte sich jeder Fußgänger um, sie noch einmal zu sehen.

Aber Susanne achtete wenig auf diese plebejischen Bewunderungen. Nachdem unsere drei Spaziergänger über die Canalbrücke und durch die Straße des Faubourg du Temple gegangen waren, kamen sie zum Restaurateur Passoir. Dieses Etablissement ist der aristokratischen Welt fast unbekannt, denn sie besucht die renommirteren Gasthäuser. Aber bei den Herren vom Boulevard Beaumarchais, bei den Löwen der Place-Royale, den Künstlern vom Gaité-, Ambigue- 2c. Theater, endlich bei allen Theaterbesuchern des Boulevard steht dieses Local in hohem Rufe, der auch durchaus nicht unverdient ist, denn man speist nicht schlecht bei Passoir.

Der Commandant ging mit seinen Töchtern in ein kleines Cabinet des Erdgeschosses und überließ es ihrem Geschmacke. das Diner zu bestellen. Sie verstanden das vortrefflich und das Mahl war recht heiter; nur ein wenig kurz für den Commandanten, da ihm Susanne kaum Zeit ließ zum Essen, gequält von der Furcht, sie möchte die ersten Worte des Drama's versäumen.

Endlich wurde die Zeche bezahlt, und man eilte, zur großen Freude der jungen Mädchen, nach dem Théâtre-historique.

* * *

Man spielte also an diesem Abend den Chevalier de Maison-Ronge, und wie wir den Commandanten sagen hörten, hat dieses Drama, damals eine Novität, jeden Abend das Haus angefüllt.

In dem Augenblick, als der alte Soldat und seine Töchter Besitz von ihrer Loge nahmen, dauerte es noch über eine halbe Stunde, bis der Director des Orchesters das Zeichen zur Ouverture gab.

Im Zuschauerraum war jene große Bewegung von Kommenden und Gehenden, jenes große Geräusch von Thüren, die auf- und zugemacht werden, von Stühlen, die man rückt, von

kleinen Sitzen, die man bewegt, wie es jedesmal einem Stücke, das eben stark besucht wird, vorauszugehen pflegt.

Der Raum füllte sich immer mehr, und bald war kein leerer Platz mehr übrig.

Bertha und Susanne kosteten im Voraus schon das herrliche Vergnügen.

Endlich erschienen die Musiker des Orchesters, einer nach dem andern, vor ihren Notenpulten. Dieser nahm seinen Geigenbogen in die Hand, Jener seine Flöte; die Einen griffen nach ihren Oboen und Clarinetten, die Anderen nach Contrebaß, Cymbal und Pauken 2c. Und zuletzt kam Herr Varney, der Componist jener berühmten Arie: Mourir pour la patrie, etc., setzte sich nieder und griff nach seinem Dirigentenstab.

Man vernahm es an dem klangvollen Zittern all dieser Saiten und all' dieser Blechinstrumente, daß die große musikalische Orchesterseele alsbald erwachen würde. Jedes Instrument gibt seine Note zu diesem Klanggewirr, dessen Wirkung unbeschreiblich ist.

Drei Schläge ertönten hinter dem Vorhang. Herr Varney erhob seinen Bogen, und die Ouverture begann.

* * *

Ganz vorne in der Galerie und gegenüber der Fürstenloge befanden sich drei junge Männer. Zwei von ihnen gehörten in die Classe der Lebemänner von der lustigsten Art.

Der Erste, ein großer Geselle von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, hatte ein auffallendes Gesicht, dessen voller schwarzer Bart die fast kränkliche Bläße noch mehr hervortreten ließ Er nannte sich Baron Armand d'Augirey.

Der Zweite, klein und blond, schmuck und roth gefärbt, glich eher einem jungen Mädchen, als einem Lebemann. Er mochte fünfundzwanzig, höchstens achtundzwanzig Jahre alt sein. Nichts in der Welt ärgerte ihn so sehr als dieses jugendliche und mädchenhafte Aussehen. Vergeblich brachte er halbe Nächte beim Spiele zu oder bei Gelagen, um blasse Wangen

und ein abgezehrtes Gesicht zu bekommen. Seine Augen blieben blau und kindisch, seine Wangen verloren nichts von ihrer rosigen Farbe und ihrem Pfirsichsammet. Vergeblich setzte er den Hut wie ein Betrunkener auf das Ohr. Vergeblich nahm er seine Zuflucht zu starken, kosmetischen Miteln: sein Milchbart blieb unbemerkbar, wie sehr er ihn auch pflegte. Nichts wollte ihm zu einem männlicheren Aussehen verhelfen, und er hatte oft den Schmerz hören zu müssen, wie vorübergehende Bürgersfrauen zu ihren Männern sagten: „Mein Gott, welch' eine sanfte Miene hat doch dieser hübsche kleine Junge!"

Das war verzweiflungsvoll! Um so verzweiflungsvoller, als Albert von Breurey — (so nannte sich der rosenfarbige Lebemann) — in der That nichts weniger als sanft war. Er prügelte drei- oder viermal in der Woche seinen Stallknecht. In einem Anfall von Zornwuth erschoß er ein englisches Pferd, das ihn zweitausend Thaler gekostet, um eine unbedeutende Unart an ihm zu bestrafen. Endlich sogar schlug er sich eines Tages mit seinem besten Freunde, der im Scherze zu ihm gesagt hatte: „er brauche nur seinen Schnurrbart abzuschneiden, um, wie der selige Chevalier von Faublas, vortrefflich die Person der Mademoiselle Dupertail zu spielen." Bei diesem Duell hatte Albert quer über den Leib einen fast tödtlichen Degenhieb erhalten. Seine Wunde hatte ihn über zwei Monate an das Bett gefesselt.

Der dritte Gast in dieser Vordergalerie hieß Clodius Renard. Er war ein dicker Geselle, klein und überaus häßlich. Sein breites Gesicht, das fast eben so brannte wie sein rothes Haar und sein Backenbart, hatte überdies den Ausdruck von Selbstgenügsamkeit und dabei doch auffallender Lächerlichkeit. Die ausnehmende Eleganz seiner Toilette ließ ihn darum auch nicht weniger plump und gemein erscheinen.

Clodius' Renard, der Sohn eines ehemaligen Executors, der durch Wucher ein ungeheures Vermögen erworben, verdankte nur seinen zweimalhunderttausend Livres Renten die Ehre, daß er von einigen aristokratischen Lebemännern gedutzt wurde. Er gab Gelage, an denen strenge Sittenrichter viel

auszustellen gehabt hätten. Das machte, daß er in der eleganten Welt wenigstens geduldet wurde.

Georges von Givernay sagte zu ihm: „Mein Guter!" Und Maxime von Bracy drückte ihm bisweilen den Hut ein.

Kurz, die Herren d'Augirey und de Breurey zeigten sich, wie wir gesehen haben, von Zeit zu Zeit im Schauspielhause in seiner Gesellschaft. An diesen Abend hatten diese Herren das Diner zusammen eingenommen. Sie waren nicht betrunken . . . nein, sondern hatten nur ein wenig dem Wein zugesprochen. Das ließ sich kaum an ihnen bemerken. Armand schien darum nicht bläßer, Albert nicht weniger rosenfarb Clodius blieb sich gleich roth.

V.

Gespräche.

Lebemänner von gutem Schrot und Korn kommen nicht, wie einfache Bürger in das Schauspielhaus, lediglich um ein Stück aufführen zu sehen. Sie setzen sich nahe an der Bühne in ihre Fauteuils oder Sitze, um zu sehen oder gesehen zu werden — insbesondere aber, um die Zeit zu tödten. Was im Zuschauerraum vorgeht, hat für sie viel mehr Interesse, als was auf der Bühne geschieht.

Wenn sie sich nicht auf eine besondere Weise für eine Schauspielerin oder Sängerin interessiren, so geschieht es selten, daß sie aufmerksam auf das Stück sind, welches gegeben wird.

So auch Armand, Albert und Clodius, die während der ersten Tableaux des Dramas so zu sagen kein Lebenszeichen von sich gaben.

Sie saßen höchst behaglich in den weichgepolsterten Fauteuils der vordern Reihe, warfen den Kopf zurück und kreuzten die Hände über dem Bauche, die Augen halb offen mit nichtssagenden Blicken, und schienen sich um nichts weniger zu

kümmern als um das, was auf den Brettern geschah und gesprochen wurde.

Indeß schliefen diese Herren nicht, sondern sie verdauten. Und alle Welt weiß ja, daß für einen sich sorgfältig pflegenden Magen der wichtige Act des Verdauens in Ruhe und Ungestörtheit vor sich gehen soll.

Gegen den Anfang des dritten Aufzugs zeigten sich die Lebemänner. Armand d'Augirey erhob sich in seinem Fauteuil, strich mit der Hand die Büschel seines schwarzen Bartes, spielte an der rosa- und weißfarbigen Camelie, welche er in einem der linken Knopflöcher seines Ueberrockes stecken hatte, nahm das riesenmäßige Doppelfernglas, welches vor ihm lag, wischte die Gläser ab mit dem feinen Leder seines Handschuhes, und nachdem er die beiden Röhre vor die Augen gehalten hatte, neigte er sich vor und sagte:

„Wollen wir doch ein wenig sehen, was diesen Abend rings um uns versammelt ist."

„Ah ja, schauen wir ein wenig," wiederholten nach einander Albert und Clodius und nahmen ihre Lorgnetten zur Hand.

Nachdem Armand einige Minuten lag herumgeblickt hatte, wandte er sich gegen seine Gefährten und sagte:

„Hör' mal Du, Albert!"

„Nun?"

„Blick' mal —"

„Wohin?"

„In die ersten Logen."

„Auf welcher Seite? Du weißt, daß ich nicht gern eine Stunde lang suchen mag."

„Dritte Galerieloge nach dem Gange, der zu den Fauteuils des Balcons führt."

„Ich sehe, ich sehe!"

„Erkennst Du Sidonie?"

„Vollkommen."

„Sidonie!" rief Clodius, „die liebe, kleine Sidonie!

Ah, ja, ja! Eine ehemalige Schöne von mir; lasset mich doch ein wenig hinschauen, meine Lieben!"

Clodius richtete seine Lorgnette gegen die bezeichnete Loge.

„Ja, meiner Treu!" rief er; „sie ist's in der That! Seht, sie gibt mir ein Zeichen mit ihrem Bouquet."

Und Clodius bewegte seine breite Hand nach Art eines Schwärmers und murmelte: „Guten Abend, Liebe, guten Abend, guten Abend!"

Armand begann wieder: „Kennt einer von Euch jene Frau im blauen Kleide neben Sidoniens Loge?"

„Meiner Treu, nein!" entgegnete Albert.

„Laß mich schauen, mein Bester," versetzte Clodius. „Sie muß eine alte Bekannte von mir sein."

Er schaute, und nachdem er lange hingeblickt hatte, war er seltsamer Weise so aufrichtig, zu gestehen:

„Nein, ich kenne sie nicht; wirklich, das ist seltsam!"

„Eine schöne Gestalt!" sagte Armand.

„Ja," erwiderte Albert, „viel Race!"

„Es ist wirklich unmöglich, mehr Blut zu haben."

„Der Kopf ist reizend."

„Das Auge hat Feuer," versetzte Albert.

„Die Nasenlöcher, welche sich bei jedem Athemzug erweitern, zeigen lebhaftes Temperament an."

„Was sagst Du zu dem Halse?"

„Den finde ich für jetzt noch am wenigsten correct an dieser Person."

„Wie?"

„Ja, er scheint mir ein wenig kurz, sie muß ihn deßhalb gebläht tragen . . ."

„Sie thäte vielleicht wohl, ihn zu verhüllen, dann würde aber ihre Brust weniger hervortreten."

„Richtig."

„Und dieser Busen ist gerade reizend."

„Sehr reizend."

„Zum Entzücken."

„Bezaubernd."

In diesem Moment änderte die Frau, mit der sich die Lebemänner beschäftigten, ihre Stellung.

„Ah, seht, sie wendet sich!" rief Albert.

„Was sagst Du zu dem Hinterarm?"

„Er ist allerliebst geformt!"

„Die Hüften sind schmuck!"

„Die Lenden biegsam!"

„Und Alles das ist so voll, ohne daß die Wohlgenährtheit dem feinen Wuchse Abbruch thäte."

„Allerdings," murmelte Clodius, „ich möchte ihr einen Kuß appliciren."

„Neben der Loge dieser Unbekannten," sagte Armand, „ist eine andere Dame, perlengrau gekleidet; sie ist mager, wie ein Füllen, das zu früh von der Stute gekommen, ihr thäte Landaufenthalt und Ruhe noth; aber hübsch ist sie doch."

„Aber wir kennen sie ja," sagte Albert, „es ist Coralie . . ."

„Coralie, eine ehemalige Schöne von mir . . . O, meine Besten, lasset mich doch hinschauen!" rief Clodius nach seiner unveränderlichen Gewohnheit; „ich bitte Euch, laßt mich schauen!" — —

Wenn dieser nichtssagende Dialog vielleicht ein wenig gar zu lang ausgefallen ist, so geschah es nur, um unseren Lesern eine Probe jener Gespräche zu geben, wie sie fast jeden Abend im Theater zu hören sind, wo die Sportsmen höheren Ranges ihre ausgezeichnete Veterinärwissenschaft als Ergänzung der Erziehung eines jungen Mannes nach der Mode kundgeben. — —

Indeß haben die Lebemänner ihre Heerschau fortgesetzt, und die drohenden Röhre ihrer Perspective sind nicht müßig geblieben; sie haben der Reihe nach alle Logen des ersten Ranges, alle Fauteuils des Balcons, endlich die Sperrsitze, welche vornehmlich von der Geburts- und Geldaristokratie, wie von den Herrinnen der galanten Welt eingenommen werden, durchmustert.

Hierauf wurde der Gesichtskreis der Ferngläser nach dem höhern Stock gewendet, dem gewöhnlichen Asyl der Bürger-

familien und der Handelswelt zweiten Ranges. Und gerade in diesen Logen strahlen sehr oft die schönsten Augen und glänzen die frischesten Gesichter.

Wie wir wissen, hat der Commandant mit seinen Töchtern eine dieser Logen eingenommen. Es war während eines Zwischenactes. Herr Simon ging hinaus, um Orangen zu holen, denn die enthusiastische Bewunderin des Pompes und der Etikette sollte es keineswegs verschmähen, sie mit ihren weißen Zähnen im Angesichte eines Proletarierpublicums zu kauen.

Bertha und Susanne waren also allein.

VI.

Eine Wette.

Im nämlichen Augenblicke richteten sich die Vergrößerungsgläser von Armand d'Augirey gegen die Loge, in welcher die jungen Schwestern saßen.

Der große, junge und blasse Mann mit dem schwarzen Barte konnte nicht umhin, einen Ausruf der Ueberraschung und der leidenschaftlichen Bewunderung auszustoßen.

„Nun," fragte Albert, „nun, was gibt's denn?"

„O, mein Lieber, ein Wunder!"

„Ah bah! was Du sagst!"

„Zwei junge Mädchen!"

„Zwei Wunder also?" sagte Albert lachend.

„Vornehmlich die Eine," erwiderte Armand, „sie ist unstreitig das reizendste Wesen, das ich bis heute gesehen habe."

„„Oh, meine Besten, lasset mich schauen," versetzte Clodius, „das muß ja eine ehemalige Schöne von mir sein."

„Ich glaube nicht."

„„Warum denn?"

„Deine ehemaligen Schönen, Du junger Millionär, würden sich nicht so compromittiren, daß sie hieher in eine Loge des zweiten Ranges kämen."

„Was, sitzt diese Wunderschönheit im zweiten Logenrange?"

„Allerdings."

„Puh!" machte Clodius mit verächtlicher Miene und warf sich wieder in seinen Fauteuil zurück. „So muß das eine hübsche Bürgerliche sein, etwa eine Kaufmannstochter von der Saint-Denis-Straße."

„Es ist vielleicht die Nichte irgend eines Executors," sagte Armand lachend, der es von Zeit zu Zeit nicht unterließ. einen spitzigen Pfeil auf den dicken Panzer von Clodius Renard's dummer Eigenliebe abzuschießen.

Dieser schien unbegreiflicherweise zu erröthen. Seine hohe Purpurröthe ging sogar über in das apoplektische Veilchenblau. Er senkte den Kopf und antwortete nicht.

Inzwischen hat auch Albert, der rosa- und blondfarbige Lebemann, dahin geblickt und den Enthusiasmus von Armand vollkommen getheilt.

„Wer können diese jungen Mädchen sein?" fragte er.

„Meiner Treu, ich weiß es nicht! Sicher sind es zwei Schwestern, denn sie sind ganz gleich angezogen, und haben auch unter sich eine gewisse Aehnlichkeit. Was aber ihre sociale Stellung betrifft, so kann ich nicht rathen, da mir alle Anzeichen fehlen."

„Sie sind ohne Zweifel Bürgersmädchen, wie eben Freund Clodius bemerkt hat."

„Nun, mit einem solchen Bürgersmädchen, wie diese Niedliche da ist, würde ich mich recht gern gemein machen. Ich versichere Dich, das wäre ein famoser Handel."

„Eines fällt mir auf."

„Was?"

„Sie sind allein, das ist ziemlich wunderlich. Junge, ehrbare Mädchen kommen doch nicht in's Theater ohne Begleitung . . ."

„Wer weiß, ob sie nicht auf Abenteuer ausgehen, Priesterinnen der Liebesgöttin sind und ihre Debuts machen."

„In diesem Fall möchte ich sie recht gern in Schutz nehmen."

„Eine Idee!"

„Nun?"

„Wenn wir ihnen anbieten würden, mit uns zu soupiren?"

„Das kann geschehen; da müssen wir aber in ihre Loge gehen."

„Gut; das ist ja leicht."

„Allerdings; wenn sie aber ehrbare Mädchen sind?"

„So werden sie Denjenigen zur Thür hinausweisen, der sich mit der Einladung befassen wird. Das ist Alles, und wäre im Ganzen genommen kein großes Unglück."

„Wer von uns Beiden soll der Bote sein?"

„Losen wir!"

„Wie?"

Armand nahm einige Goldstücke aus seiner Tasche. Er behielt sie ungezählt in seiner geschlossenen Hand.

„Paar oder Unpaar?" sagte er dann. „Wenn Du es erräthst, so nehme ich es auf mich, die Sache einzuleiten."

„Gut!" sagte Albert. Und er fügte hinzu: „Unpaar!"

Armand öffnete seine Hand.

„Es sind fünf Goldstücke," sagte er, „ich habe verloren und mache mich sogleich auf den Weg."

Er stand auf und nahm seinen Hut, um fortzugehen. Albert griff nach seinem Fernrohr.

„Ich will sehen," sagte er, „welche Wirkung Dein Eintritt auf die zwei Turteltauben machen wird."

„Wünsche mir das beste Glück."

Und Armand legte die Hand an die Thürklinke. Aber in dem Augenblicke, als er sie öffnen wollte, rief ihn Albert lebhaft zurück.

„Was gibt es?" fragte Armand.

„Komm zurück . . . komm nur . . . es ist da nichts zu machen."

„Warum?"

„Sie sind nicht mehr allein."

„Ah, ah! ist der Begleiter zurückgekehrt?"

„Ja."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ein Vater? . . . ein Liebhaber?"

„Ein schwarzer Schnurrbart . . . graue Haare . . . ein rothes Ordensband."

„Das scheint mir etwas ganz Väterliches," versetzte Armand, warf sich wieder in seinen Fauteuil und nahm sein Doppelfernrohr zur Hand.

„Meiner Treu!" sagte er gleich darauf nach einer neuen Musterung, „ich glaube, wenn mich dieser schwarze Schnurrbart und dieses rothe Band eben getroffen hätte, wie ich jene Rosahüte zum Souper einlud, so hätte das zu einer Erklärung geführt . . . obwohl er eine gutmüthige Miene hat."

„Ich bin auch Deiner Meinung," versetzte Albert, „dieser Murrkopf aus der Kaiserarmee muß trotz seiner einfältig guten Miene spröde sein."

„Gleichviel! der alte Degen hat ein freundliches Aussehen."

„Warum ist er denn fortgegangen und hat seine jungfräuliche Nachkommenschaft so allein gelassen?"

„Siehst Du's denn nicht? er hat Orangen geholt und vertheilt sie jetzt unter seine zwei Turteltauben."

„Richtig! . . . in einer Secunde werden wir sie schnäbeln sehen."

Der junge Mann irrte sich nicht. Wenige Augenblicke darauf drückten Bertha und Susanne ihre weißen Zähne in das saftige und duftige Fleisch der Orangen. Indeß hat Armand sein Doppelrohr von dieser Loge nicht mehr weggewendet.

„Albert!" sagte er plötzlich.

„Nun?"

„Wir haben eben von einem Souper mit diesen Cherubims gesprochen."

„Ja wohl, aber aufrichtig gesagt, die Partie scheint mir vereitelt."

„Wenn Du willst, so hat das Souper noch immer Geltung."

„Für heute?" rief Albert.

„Nein, für heute über sechs Wochen . . . Ich lade Dich zum Souper ein mit der schönsten der zwei Schwestern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Geh', Du scherzest."

„Ich rede im Ernste."

„Nun, ich fordere Dich heraus, den Beweis zu liefern."

„Du forderst mich heraus?"

„Allerdings."

„Also eine Wette."

„Gut."

„Wie hoch?"

„So hoch Du willst."

„Fünfhundert Louisd'or?"

„Tausend, wenn es Dir beliebt . . . Clodius! betheiligst Du Dich mit der Hälfte bei meiner Wette?"

„Ich betheilige mich bei nichts mit der Hälfte!" antwortete der dicke, plumpe Junggesell in einem mürrischen Tone.

Dieser Millionenerbe eines wucherischen Executors ward durch den oben erwähnten Sarcasmus auf das Empfindlichste verletzt. Nichts erbitterte ihn so sehr, als eine Anspielung auf das einstige Gewerbe seines seligen Vaters.

„Fünfhundert Louisd'or sind genug!" versetzte Armand, „bist Du einverstanden?"

„Ja."

„Wenn ich Dich also in sechs Wochen mit diesem köstlichen Wesen zum Souper führe, so wirst Du mir fünfhundert Louisd'or bezahlen?"

„Vollkommen einverstanden."

„Also es gilt."

Die zwei jungen Männer gaben sich den Handschlag und als sie diesen Gegenstand der Unterhaltung erschöpft hatten, sprachen sie von etwas Anderem.

* * *

Während des folgenden Zwischenactes verließ Armand d'Augirey seinen Platz. Unsere Leser werden vielleicht meinen, daß er sich gegen die Treppe gewandt hat, welche zum zweiten Stocke führte?

Nein, er nahm gerade die entgegengesetzte Richtung und begab sich in die Gänge des Erdgeschosses und von da in den Vorraum des Theaters.

Auf einer Bank, welche für Bediente bestimmt war, saß ein so schmucker, kleiner und schmächtiger Stallknecht, daß er einem Knaben von zehn bis zwölf Jahren glich . . . und war fest eingeschlafen. Dieser Groom trug Hosen von weißem Sammt . . . Stiefel mit Kappen . . . einen blauen Rock mit Wappenknöpfen und einen Hut ohne Schnüre, aber geziert mit einer breiten, schwarzen Cocarde.

Armand legte ihm einen Finger auf die Schulter. Als hätte man eine Feder berührt, die einen Automaten in Bewegung setzte, sprang der kleine Stalljunge plötzlich in die Höhe und stand in ehrerbietiger Haltung, den Hut in der Hand.

Seinem Wuchse nach, wir wiederholen es, hätte man ihn höchstens zwölf Jahre alt gehalten. Aber seine bereits vollkommen ausgebildeten Züge und insbesondere der Ausdruck seines Gesichtes zeigten an, daß er mindestens schon fünfzehn oder sechzehn Jahre alt sei. Sein Blick verrieth Schlauheit, Arglist, Tücke, vornehmlich aber die verworfenste Schlechtigkeit. Dieser Knabe sollte sicher niemals groß werden, denn der unmäßige Genuß starker Liqueure, wie sein schwelgerischer Lebenswandel durchbeizten seine Muskeln und Nerven und verknöcherten ihn gewissermaßen, ohne aber seinen machiavellistischen Verstand zu beeinträchtigen.

VII.

Ein Groom.

„Georges, höre mich . . .“ sprach Armand zu ihm.

Der Stalljunge machte eine Bewegung, welche deutlich sagte: „Ich bin ganz Ohr.“

„Weißt Du, wo hier in der Nähe Miethwägen und Cabriolets stehen?“

„Ja, Herr Baron . . . wenige Schritte von hier in der Bondy-Straße, fast gegenüber von Château d'Eau."

„Lauf' dahin."

„Ja, Herr Baron!"

„Nimm ein Coupé oder ein Cabriolet . . . sorge aber für ein gutes Pferd . . . laß Dich so schnell als möglich nach Hause fahren und ziehe Deine Livrée aus."

„Was soll ich denn anziehen, Herr Baron?"

„Bürgerliche Kleidung . . . Du mußt ja welche haben."

„Sehr wohl . . . Kappe oder Hut, Herr Baron?

„Was Du willst . . . aber nichts darf nach Livrée riechen . . . Du mußt ganz so aussehen wie ein simpler Straßenjunge."

„Der Herr Baron kann ruhig sein . . . und dann?"

„Dann kommst Du wieder hieher und erwartest mich . . . ich werde herabkommen und Dir sagen, was Du thun sollst."

„Ich werde keine Minute verlieren."

„Wie viel Zeit brauchst Du?"

„Von hier bis zur Bondy-Straße — zwei Minuten; um einen Lohnkutscher zu berufen und in den Wagen zu steigen, zwei Minuten; um in die Caumartin-Straße zu fahren, wenn das Pferd gut läuft, zwanzig Minuten; um den Anzug zu wechseln, fünf Minuten; um hieher zurückzukehren, zwanzig Minuten — im Ganzen, wenn ich recht gerechnet und kein Zwischenfall eintritt . . . neunundvierzig, sagen wir in runder Zahl: fünfzig Minuten, Herr Baron!"

Armand sah auf seine Uhr.

„Neun Uhr," sagte er, „sei bis zehn Uhr zurück, es ist früh genug."

„Neun Uhr fünfzig Minuten, Herr Baron, länger brauche ich nicht."

„Sage Philipp, es sei unnöthig, daß er diesen Abend anspannt, um mich abzuholen; ich fahre im Wagen des Herrn Renard nach Hause."

„Gut, Herr Baron!"

Nach diesen Worten verbeugte sich der Groom, drehte sich auf seinen Fersen herum und entfernte sich mit der Schnellig-

keit einer Locomotive, während Armand in das Theater zurückkehrte.

* * *

Eine Stunde verging.

In dem Augenblick als der Zeiger der Taschenuhr des Herrn d'Augirey auf zehn stand, verließ er abermals seinen Platz und ging hinab in den Vorraum des Theatergebäudes. Er blickte nach allen Seiten hin, um seinen Groom zu entdecken; er sah aber nur einen Straßenjungen sitzen oder vielmehr im Winkel einer Bank kauern, wo er mit wunderbarer Geschicklichkeit Kugeln in die Höhe warf und mit der Hand auffing.

„Nun denn," dachte Armand, „der kleine Schlingel ist noch nicht zurückgekommen; ich hätte ihm doch ein bischen mehr Zeit geben oder nicht gar so früh herabkommen sollen."

Und der Baron fing an, diesen Raum, der noch ganz leer war, mit raschen Schritten zu durchmessen. Als er ein paar Gänge gemacht hatte, blickte ihm der Straßenjunge, der ganz in sein Kugelspiel vertieft zu sein schien, unter dem Schild seiner lackirten Kappe aus einem Augenwinkel nach . . . steckte dann seine Kugeln in die Tasche, stand auf, nahm seine Kappe ab, stellte sich gerade vor Armand hin, machte eine leichte Grimasse und sagte:

„Wie es scheint, bin ich nicht gar so schlecht vermummt, weil mich der Herr Baron nicht erkannt hat."

„Wie doch, Du bist's?" rief Armand.

„Ich glaube, ja."

„Ah, Du hast ein hübsches Talent zur Umwandlung."

„O, Herr Baron, bevor ich die Laufbahn eines Groom einschlug, spielte ich Comödie im Kindertheater, . . . und man sagte, daß ich viel Anlagen hätte . . ."

„Und warum hast Du dem Künstlerleben entsagt?"

„Aus Dummheit . . . es war ein Zwiespalt mit meinem Director einer Kleinen wegen, welche die Prinzessin spielte . . . und dann war ich ein Verehrer von Pferden."

„Wie alt warst Du damals?"

„Zwölf Jahre."

„Nun, Du hast wirklich etwas versprochen."

„Und ich halte es, Herr Baron."

Armand legte einen Louisd'or in die Hand des Stalljungen.

„Geh' zur Casse," sagte er, „löse ein Billet für die zweite Galerie und komme wieder."

Ein Weile darauf erschien Georges wieder mit seinem Billet. Armand gab ihm einen Wink, ihm zu folgen. Sie stiegen in den zweiten Stock hinauf. Der Baron hielt vor der Loge an, welche die Nummer siebenundvierzig hatte.

„Blicke durch das Loch dieser Loge," sagte er zu seinem Groom.

Georges stellte sich auf seine Zehen, um dieses Loch zu erreichen.

„Was siehst Du?" fragte der Baron.

„Einen alten, decorirten Herrn und zwei junge Personen mit Strohhüten und Rosabändern."

„Geh' in die Galerie und stelle Dich dort so, daß Du diese Loge nicht aus dem Gesichte verlierst."

„Gut, Herr Baron!"

„Nach dem Schauspiel stelle Dich hier in den Hinterhalt."

„Ja, Herr Baron."

„Wenn Du diesen Herrn und die jungen Mädchen herabkommen siehst, so verlasse sie nicht einen Schritt . . . auf dem Boulevard fahre fort, ihnen zu folgen . . . zu Fuß, wenn sie gehen; zu Wagen, wenn sie einen Fiaker nehmen."

„Ja, Herr Baron."

„Mit welchem Wagen bist Du in die Caumartin-Straße gefahren?

„Mit einem Cabriolet."

„Hast Du es entlassen?"

„Nein, Herr Baron, da ich so ziemlich etwas vermuthete, so bezahlte ich den Kutscher mit der Bedingung zu warten, und er wartet."

„Ganz gut! Du bist ein Schlingel, der Kopf hat . . Verlaß die Fährte Deines Wildes nicht bis zu seinem Lager . . . merke Dir vorzüglich den Namen der Gasse und die Nummer des Hauses."

„Ich werde es an nichts fehlen lassen, Herr Baron, und was habe ich dann zu thun?"

„Dann kehrst Du nach Hause zurück. — Auf dem Wege erkundigst Du Dich im Maison-d'Or, vielleicht bin ich dort. In diesem Falle verlangst Du nach mir und setzest mich in Kenntniß."

„Ja, Herr Baron."

Nach dieser Verabredung ließ Armand seinen Groom in die zweite Galerie gehen, er selbst aber kehrte zurück zu Albert von Breuvey und Clodius Renard. Dieser Letztere war nur noch ein wenig beleidigt. Als er mit dem Fernrohr rechts und links herumschaute, hatte er ein halbes Dutzend „ehemaliger Schönen" entdeckt, wie er in seiner eleganten Sprache sagte, und die offene Wunde, welche ihm der Spott Armand's geschlagen, hatte sich zur Hälfte wieder geschlossen.

„Mein Bester," sagte er zum Baron, „soupiren wir diesen Abend?"

„Wie Du willst . . . was denkst Du, Albert?"

„O, ich bin immer bereit," versetzte dieser.

„Nun, so soupiren wir."

„Mein Liebster," versetzte Clodius, „ich bringe Ihnen einen leichten Schmaus in was immer für einem Gasthause in Vorschlag: ganz Einfaches . . . kalte Rephühner und einige Fläschchen Château-Margaux."

„Einverstanden," sagte Armand, „aber unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Dies besagte Gasthaus muß Maison-d'Or sein."

„Warum Maison-d'Or und nicht lieber Café Anglais?"

„Weil ich für Maison-d'Or ein Stelldichein bestimmt habe."

„Ah," rief Clodius, „ein Rendezvous; nun denn, die

Dame, welche dahin kommen wird, soll mit uns speisen . . . vielleicht ist das eine ehemalige Schöne von mir . . ."

„Es handelt sich da nicht um eine Dame, es ist ganz einfach ein Auftrag, den ich Jemand gegeben und über dessen Besorgung mir Nachricht gebracht werden soll."

„Nun, so gehen wir ins Maison-d'Or; wenn wir einen Vierten hätten, meine Lieben, so könnten wir nach dem Souper ein kleines Spiel machen."

„Es sitzen dort auf den Orchesterfauteuils Saveuse und Chamillac," sagte Albert, „wir brauchen sie nur mitzunehmen, wenn sie frei sind."

„Richtig, richtig!" rief Clodius; „im nächsten Zwischenacte werde ich mit ihnen reden."

„Apropos," sagte Armand, „Einer von euch kann mir gewiß einen Platz einräumen, ich ließ meinem Kutscher sagen, daß er mich nicht abholen solle."

„Ich habe mein Cabriolet," entgegnete Albert.

„Und ich meinen Amerikaner," versetzte Clodius, „bespannt mit Ketty-Bell und Miß-Betty, zwei kleine Läufer, welche mich, auf Ehre, fünfhundert Louisd'or gekostet haben. Du siehst, mein Bester, daß es für Dich nicht an Platz gebricht und Du nicht zu der Schmach verurtheilt bist, einen numerirten Wagen nehmen zu müssen."

Das Tableau ging zu Ende, und dieses beschloß einen Act.

Clodius ging, um die Herren Henry von Saveuse und Paul von Chamillac einzuladen. Beide nahmen es an. Der Rest des Schauspiels ging vorüber, ohne den geringsten Vorfall herbeizuführen, welcher der Mühe werth wäre, ihn unseren Lesern zu erzählen.

* *
*

Die vier Edelleute saßen seit fast einer Stunde in einem Cabinet von Maison-d'Or bei einem Souper, welches Clodius Renard veranstaltet hatte. Die Unterhaltung war, wenn auch nicht geistreich, doch wenigstens lebhaft und lustig.

Ein Aufwärter der Restauration trat ein und sagte:

„Es ist ein Junge da, welcher mit dem Herrn Baron d'Augirey zu sprechen wünscht."

„Ich komme schon," sagte Armand, warf seine Serviette auf den Tisch und ging hinaus. Im Gange fand er Georges.

„Nun?" fragte er.

„Nun, Herr Baron, Ihr Auftrag ist besorgt."

„Du bist ihnen gefolgt?"

„Ja, Herr Baron."

„Also weißt Du die Adresse?"

„Belleville, Straße von Paris, vor dem letzten Hause rechter Hand."

VIII.

Die zwölf Artikel.

Am folgenden Morgen gegen eilf Uhr, als Armand auf stand, ließ er seinen Groom zu sich rufen. Ein Weilchen darauf trat Georges in kleiner Livrée in das Zimmer.

„Du begreifst wohl," sprach er zu ihm, „daß es mir nicht genügt, die Adresse zu wissen, welche Du mir gestern Abend verschafft hast, ich muß auch Einzelheiten und Aufschlüsse erfahren, auf welche ich meinen Feldzugsplan basiren könnte."

Der Groom machte ein Zeichen mit dem Kopfe und bezeigte damit seinen ehrfurchtsvollen, unbedingten Gehorsam.

„Du mußt nach Belleville zurückkehren," fuhr der Baron fort, „zurückkehren, wohl verstanden, ohne Livrée, und dort geschickt auskundschaften. Ich gebe Dir kein Programm von Fragen, die Du stellen sollst, Dein Verstand wird ergänzen, was ich Dir nicht sage."

Armand handelte als großer Capitän und geschickter Diplomat. Er wußte recht gut, daß man mit Leuten, deren Eigenliebe man schmeichelt, Wunder verrichten kann; und der Erfolg zeigte es. Uebrigens hatte er es mit einem durchtriebenen

Talente zu thun.

„Herr Baron," sagte der Groom, „ich habe das vorausgesehen, was Sie mir eben zu sagen beliebten."

„Ah! ah!"

„Demzufolge nahm ich mir die Freiheit zu handeln. Wenn ich Unrecht gethan habe, so bitte ich Herrn Baron um Vergebung," fügte Georges mit heuchlerischer Demuth hinzu.

„Nun, was hast Du gethan?"

„Mit Anbruch des Tages war ich in Belleville."

„Als Straßenjunge?"

„Allerdings."

„Und Du hast Erkundigungen eingezogen?"

„Mein Morgenausflug hatte keinen anderen Zweck."

„Ah! so laß das Resultat Deiner Nachforschungen hören."

„Herr Baron, ich habe einige Notizen gemacht."

Und während der kleine Groom diese Worte mit komischer Wichtigkeit sprach, zog er aus der Tasche seiner langen und breiten Weste ein Büchlein mit einem kleinen, silbernen Bleistifthälter. Er öffnete dasselbe, blätterte darin und sagte:

„Hier, ich bitte, Herr Baron, mich anhören zu wollen."

„Nun, so lies, ich höre."

Georges las:

„Artikel Nr. 1. Der alte Herr, decorirt und mit einem Schnurrbarte versehen, nennt sich Commandant Simon. Er gilt im Quartier für einen alten Brummbär.

„Artikel Nr. 2. Die zwei jungen Personen sind seine Fräulein Töchter.

„Artikel Nr. 3. Die ältere nennt sich Fräulein Bertha, die jüngere Fräulein Susanne.

„Artikel Nr. 4. Fräulein Susanne ist die hübschere von Beiden.

„Artikel Nr. 5. Das Haus in der Straße Paris zu Belleville gehört dem Commandanten Simon.

„Artikel Nr. 6. Er wohnt allein mit seinen Töchtern und einer Magd, die für Alles im Hause zu sorgen hat.

„Artikel Nr. 7. Hinter dem Hause ist ein Garten.

„Artikel Nr. 8. (sehr wichtig). Das Nachbarhaus zur rechten Seite, dessen Garten mit dem des Commandanten zusammenstößt, ist gegenwärtig zu vermiethen.

„Artikel Nr. 9 (nicht weniger wichtig). Die zwei Gärten sind nur durch eine Mauer getrennt, welche nicht sehr hoch ist.

„Artikel Nr. 10. Der Commandant Simon ist nicht reich. In Belleville sagt man: obwohl seine Töchter recht hübsch sind, würden sie doch nicht leicht Männer finden, da sie kein Heiratsgut haben.

„Artikel Nr. 11. Der Commandant Simon empfängt nicht viele Besuche und da er nur für seine Töchter lebt, so führt er sie auf Landpartien oder auf Bälle in der Umgebung von Paris oder in das Theater.

„Artikel Nr. 12 (der letzte). Der Commandant Simon geht fast täglich aus von zwölf bis halb zwei Uhr und spielt im Theaterkaffeehause eine Partie Domino mit anderen alten Kriegern."

Hiermit endete das Notizenmanuscript von Georges.

Nachdem der Groom mit dem Lesen fertig war, nahm er eine demüthige und bescheidene Miene an.

„Ich habe mein Möglichstes gethan," sagte er, „ist der Herr Baron zufrieden?"

Armand konnte nicht umhin zu lachen.

„Ich bin entzückt," sagte er, „ich verdopple Deinen Lohn."

„Ich kann darauf nicht antworten, daß ich meinen Eifer verdoppeln werde," sagte Georges in pathetischem Tone, „denn das wäre unmöglich — allein ich werde so fortfahren, wie ich bisher gedient habe."

„Gut," entgegnete der Baron. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, fügte er hinzu: „Weißt Du, ob man von jenem Hause, welches an das des Commandanten stößt, in den Nachbargarten sehen kann?"

„Ach, das weiß ich nicht, ich kann Ihnen nur verbürgen, daß das Haus zu miethen ist, aber es fiel mir nicht einmal ein, den Eintritt zu verlangen. Sie begreifen ja wohl, Herr Baron, daß man einen Gassenjungen in meinen Lumpen ganz einfach

zur Thüre hinausgeworfen hätte, es wäre sonach unklug gewesen, es darauf ankommen zu lassen."

„Richtig. — Ich will ausfahren, laß mir das Cabriolet anspannen."

„Welches Pferd, Herr Baron?"

„Nelson."

„Begleite ich den Herrn Baron?"

„Ja."

In weniger als einer halben Stunde vor Nelson, ein prachtvolles englisches Pferd von hohem Wuchse, vo ein elegantes Cabriolet gespannt, und Georges, der sich wieder in seine Hosen und Kappenstiefel begeben, stellte sich vor Nelson, beide Arme über der Brust gekreuzt. Dieser Zwerg schien das feurige Pferd bloß durch seinen magnetischen Blick zu beherrschen, denn seine behandschuhte Hand berührte die Bügel des Gebisses nicht, das ganz weiß vor Schaum war.

Armand, mit Einfachheit und gutem Geschmack angezogen, der dem Lebemanne das gewohnte Gepräge der aristokratischen Eleganz bewahrte, stieg in den Wagen und nahm die weißen Zügel in die Hand, welche ihm Georges reichte. Der Groom schwang sich rückwärts mit Leichtigkeit hinauf, und Nelson, der es merkte, daß ihn sein Gebieter in der Hand führte, lief in raschem Trab durch das Bogenthor, wandte sich dann zur Rechten, und nach Verlauf von drei Secunden rollte das Cabriolet rasch dahin auf der Straße des Boulevard, in der Richtung gegen das Boulevard des Italiens.

Armand hielt an, um im Café de Paris zu frühstücken. Hierauf stieg er wieder in den Wagen, fuhr längs dem Boulevard fort, kam an dem Thore Saint-Denis und Saint-Martin vorüber, bog ein in die Straße des Faubourg du Temple, und als er zum Canal gelangte, hielt er Nelson an, der sich unter dem Druck des Gebisses leicht bäumte.

Aber Georges war bereits auf dem Boden und bereit, das Pferd anzuhalten, falls es sich störrig zeigen sollte. Armand stieg hier aus.

„Erwarte mich da," sagte er, „führe Nelson zehn Minuten

lang im Schritte auf und ab, und wirf ihm dann die Decke über den Rücken."

„Ja, Herr Baron."

„Das Haus des Commandanten ist das letzte zur rechten Hand, nicht wahr?"

„Nein, Herr Baron, das vorletzte."

„Du hast Recht, ich erinnere mich jetzt."

Und Armand ging leichten Fußes über den Canal, durchschritt die Barriere und stieg die steile Anhöhe der Straße von Paris hinan. Wir müssen bemerken, daß ihm der Weg lang und die Bevölkerung widerwärtig vorkam. Er war aber nicht der Mann, welcher einen fröhlichen Plan einer solchen Kleinigkeit wegen aufgab. Uebrigens hatte er sich durch eine Wette gebunden, wobei nicht bloß eine ziemlich hohe Summe, sondern auch, was noch viel wichtiger war, seine Eigenliebe auf dem Spiele stand. Er konnte also nicht mehr zurück.

Endlich langte er bei dem Hause des Commandanten an, das leicht erkennbar war. Zur Rechten zeigte ein anderes Häuschen sein grünes Thor und Fensterläden von derselben Farbe. An dem Thore sah man einen mit großen Buchstaben gedruckten Zettel und darauf die Worte:

„Auf der Stelle ein kleines Haus mit Garten zu vermiethen mit oder ohne Meubel."

Die Auskunft, welche der Groom gegeben hatte, war verläßlich.

Armand näherte sich dem Thore und zog an dem kupfernen Knopf, der mit der Glocke in Verbindung stand.

Es ertönte wirklich eine Glocke. Auf diesen Ruf erschien aber Niemand.

Armand läutete abermals. Dasselbe Resultat. Er läutete mehrere Minuten lang, aber stets ohne die geringste Antwort zu erlangen.

Als er endlich über diese fruchtlosen Versuche müde wurde, rief ihm eine Ladenhüterin, welche gegenüber auf der Schwelle eines Gemüseladens stand und ihm mit einer etwas hämischen Miene lächelnd zugesehen hatte, zu:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„He, mein Herr!"

Armand wandte sich um.

„Madame, reden Sie mit mir?"

„Ja, mein Herr; kommen Sie doch ein Bischen hieher, wenn ich bitten darf."

Armand zögerte. Er dachte aber: vielleicht könnte mir die Nachbarin Aufschluß geben, auf welche Weise man da Einlaß findet, und er entschloß sich, über die Straße zu gehen und sich ihr zu nähern.

IX.

Ein Haus zu vermiethen.

„Sagen Sie doch, mein Herr, Sie läuten da — wollen Sie denn, daß man Ihnen aufmache?"

„Ja freilich."

„Nun, man wird Ihnen aber nicht aufmachen, das sage ich Ihnen, so wahr ich die Witwe Mathurel bin."

„Man wird mir nicht aufmachen?"

„Glauben Sie mir, als wäre es so geschehen."

„Und warum denn, Frau?"

„Hm! aus einer sehr triftigen Ursache, der besten, die es gibt," antwortete die Gemüsehändlerin lachend; „es ist eben Niemand im Hause."

„Niemand?"

„Keine christliche Seele, keine Katze."

„Aber das Haus ist zu vermiethen?"

„Der Zettel sagt es, und ich sage es nach dem Zettel."

„Nun, und —?"

„Aber das Haus kann sich nicht allein vermiethen, das ist sicher, man muß sich an Denjenigen wenden, der da beauftragt ist."

„Und das ist?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O, ein recht braver Mann! Sie können sich auf ihn verlassen, so wahr ich die Witwe Mathurel bin."

„Weiter!"

„Es sind beinahe vierzig Jahre, daß wir uns kennen, ich und er; wir sind Beide Kinder von Belleville, mein Herr, und bekannt. Sie brauchen sich nur zu erkundigen."

„Aber ich erfahre noch immer nicht —"

„Wer er ist?"

„Richtig."

„Nun, ich will es Ihnen sagen, es ist Vater Trinquart — mit Namen Eustache — sonst Schuhmacher und auch noch jetzt, und wenn Sie bei ihm arbeiten ließen, so würden Sie sehen, daß Sie mit ihm zufrieden wären."

„Wo kann man ihn treffen, Frau?"

„Wen? den Vater Trinquart? In seiner Werkstatt!"

„Aber wo ist denn seine Werkstätte?"

„Für's Erste genießt er das ganze Vertrauen des Hausherrn, der ihn beauftragt hat, seine Localität zu vermiethen."

„Aber noch einmal, seine Werkstätte, seine Wohnung?"

„Sehr nahe von hier; gehen Sie nur dort ein wenig hinab, zuerst in die Straße links, dann wenden Sie sich rechts, ganz unten werden Sie seinen Namen an der Thür sehen."

„Dank für Eure Gefälligkeit, Madame," sagte Armand und ging eilig fort.

„So wahr ich die Witwe Mathurel bin," sprach bei sich die Gemüsehändlerin, „so ist das ein Mannsbild, das nicht viel spricht . . . ein hübscher Jung', das ist möglich; aber trotzdem behagt er mir nicht mit seinem Milchgesicht und seinem schwarzen Barte, er redet so wenig wie ein Häring; mir däucht, dieser Mauerspatz hat kein reines Gewissen."

Nach diesem Selbstgespräch kehrte die Gemüsehändlerin zurück zu ihren Kohlköpfen, Rüben, Möhren und Zwiebeln, welche in ihrem Laden haufenweise aufgeschichtet waren.

Währenddem war Armand die Straße von Paris hinabgegangen. Er hatte sich erst links, dann rechts gewendet. Ganz unten befand sich eine Bude mit einem Schilde, auf welchem

man den Namen Trinquart las, der in schwarzen Buchstaben zwischen zwei gemalten Schuhen angeschrieben war.

Die Thüre stand offen, und Armand trat ein. Der Geruch von altem Leder und Pech schnürte ihm die Kehle so heftig zusammen, daß er alle Mühe hatte, in dieser verpesteten Atmosphäre zu athmen.

Der Vater Trinquart, ein kleiner Greis, etwas über sechzig Jahre alt, saß auf einem Schemel und war eben emsig beschäftigt, ein wichtiges Stück beschädigter Fußbekleidung auszubessern. Als er den jungen Mann eintreten sah, stand er auf und sagte:

„Guten Tag, mein Herr, was steht zu Diensten?"

„Mein Herr," entgegnete Armand, „man hat mir gesagt, Ihr wäret beauftragt, ein kleines Haus zu vermiethen, welches nicht weit von hier in der Straße von Paris gelegen ist."

„Das ist wahr, mein Herr. Ich genieße das Vertrauen des Eigenthümers, Herrn Mirontaine, und war vierzehn Jahre Aufseher seines Besitzthums in der Straße Fossés-du-Temple Nr. 17. Würde Ihnen das kleine Haus anständig sein, mein Herr?"

„Ich denke."

„Es ist in der That eine sehr angenehme Localität. Wünschen der Herr die Wohnungen zu besichtigen?"

„Ja, wenn es sein kann."

„Auf der Stelle, mein Herr."

Der Vater Trinquart legte den alten Schuh weg, an dem er herumgeflickt hatte, legte seine Lederschürze ab, die von Pech starrte, setzte auf sein ehrwürdiges Haupt eine nicht minder ehrwürdige Mütze von Otterfell, nahm einen Bund Schlüssel und verließ seine Stube.

„Hat der Herr Familie?" fragte er auf dem Wege.

„Nein; warum?"

„Weil das kleine Local sehr geeignet wäre für junges Volk, nämlich wegen des Gartens."

„Allerdings," entgegnete Armand, „allein ich habe keine Kinder."

„So ist der Herr allein?"

„Ganz allein."

„Falls sich nun der Herr in dem kleinen Locale einrichten wollte, würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen für die Wirthschaft eine meiner Bekannten zu empfehlen."

„Wir werden sehen."

Man war bei dem besagten Hause angekommen, und Vater Trinquart öffnete die Thür.

Der Hof war ganz ähnlich jenem im Hause des Commandanten. Die Wohnung aber wollen wir beschreiben. Die beiden anstoßenden Wohnhäuser sind zu gleicher Zeit von demselben Architekten erbaut worden. Das eine war daher genau die Wiederholung des anderen, und wer eines kannte, konnte alle beide. Nur die Einrichtung war alt, abgenützt und in schlechtem Zustande.

Armand stieg eilig in den ersten Stock hinauf. Er öffnete ein Fenster und bemerkte, daß man von hier aus den ganzen Garten des Commandanten Simon überblickte.

Vater Trinquart rühmte ihm mit all' seiner Beredtsamkeit die Annehmlichkeiten des kleinen Locals, „sie wären zahllos", wie sich der Schuster ausdrückte. Armand hörte ihn nicht.

„Besehen wir den Garten," sagte er.

Der Garten war nicht besser bestellt, als das Innere des Hauses. In den Beeten wucherte mehr Unkraut als Blumen wuchsen. Nur beschattete eine ziemlich hübsche Lindenallee den äußersten Raum.

Armand näherte sich der Mauer, welche ihn von dem Besitzthume des Commandanten trennte. Hinter dieser Mauer hörte er Stimmen junger Mädchen. Er errieth leicht, daß man Worte vernehmen konnte, wenn man aufmerksam horchte. Das war Alles, was er wissen wollte.

„Ich habe genug gesehen," sagte er zum Vater Trinquart.

„Mein Herr, behagt Ihnen das kleine Local?" fragte dieser.

„So ziemlich."

„Nun so hat man sich nur zu verständigen."

„Welche sind die Bedingnisse?"

„Je nachdem."

„Wieso?"

„Miethet der Herr mit oder ohne Mobiliar?"

„Mit Mobiliar."

„Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß für beide Fälle die Bedingnisse nicht gleich sind, ohne Mobiliar ist eine gewöhnliche Zinszeit von drei zu drei Monaten; mit Mobiliar auf einen Monat, wie es bei eingerichteten Localen immer der Fall ist, der Herr wird das gewiß wissen."

„Der Preis?"

„Ohne Mobiliar zwölfhundert Francs im Jahr."

„Und mit Mobiliar?"

„Zweihundert Francs für den Monat."

Zwölfhundert Francs jährlich für eine Einrichtung, welche wahrscheinlich nicht hundert Thaler werth war, das war theuer. Aber was lag Armand daran? Es fiel ihm gar nicht ein, wegen des hohen Preises eine Bemerkung zu machen.

„Ich miethe für den Monat," sagte er.

„Der Herr weiß gewiß, daß es Sitte ist, im Voraus zu bezahlen, wenn es sich um eingerichtete Localitäten handelt, denn sonst hätte ja der Eigenthümer keine Garantie."

„Ganz wohl, ich will Euch im Augenblicke bezahlen."

„Ferner hat mir Herr Mirontaine ausdrücklich gesagt, ohne Erkundigungen nicht zu vermiethen . . . er will nur ganz geordnete Parteien."

„Das ist vollkommen in der Ordnung," entgegnete Armand. Dann fügte er hinzu: „Nur wohne ich auf dem Lande, acht Meilen von hier, und das macht die Erkundigungen schwierig."

Bei diesen Worten legte er eilf Louisd'or in die Hand des Vaters Trinquart.

„Da," sprach er zu ihm, „sind zweihundert Francs für den ersten Monat und zwanzig Francs für Euch."

Der Schuster riß seine Ottermütze vom Kopfe und verneigte sich bis zur Erde.

„Ah, mein Herr!" rief er, „man sieht auf der Stelle, mit wem man zu thun hat. Erkundigungen sind ganz unnöthig,

nur wolle der Herr die Güte haben, mir des Hauseigenthümers wegen seinen Namen sagen zu wollen."

„Isidor Legras," antwortete Armand.

„Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mein Herr, in meinen Laden zu treten, so werde ich Ihnen die Schlüssel des kleinen Locals und zugleich die Empfangsbestätigung über bezahlte zweihundert Francs geben."

„Gut denn!" sagte Armand.

Fünf Minuten nachher verließ er den Schuhmacherladen als Isidor Legras und als Miether des kleinen Hauses, welches an das des Commandanten Simon stieß.

X.

Die Sängerin.

Am folgenden Tage Nachmittags hielt eine Stadtkutsche vor dem kleinen Hause, welches gestern der Baron Armand d'Augirey unter dem pseudonymen, aber wenig aristokratischen Namen Isidor Legras gemiethet hatte.

Ein Commissionär saß auf dem Bocke neben dem Kutscher. Die Fracht bestand in einem Felleisen von ziemlich großem Umfange.

Armand stieg aus diesem Wagen, öffnete die Gartenthüre mit einem Schlüssel, den er aus seiner Tasche nahm, und führte den mit dem Felleisen befrachteten Commissionär in das Haus.

Die Witwe Mathurel, diese interessante und beharrliche Gemüsefrau, welche wir bereits kennen, näherte sich inzwischen der Stadtkutsche und bemühte sich, einige Erkundigungen über den neuen Miethherrn einzuziehen. Gemüsehändlerinnen und Fiaker verstehen einander gewöhnlich sehr gut, auch war diesem Letztern nichts lieber, als zu schwätzen. Zum Unglücke wußte er aber nichts, was die Neugierde der Madame Mathurel hätte befriedigen können. Der junge Mann, welchen er nach

Belleville geführt hatte, hatte ihn auf seinem Stationsplatze, an der Madeleinekirche gemiethet. Ein Commissionär, ein anderer als der sich eben in dem Hause befand, trug den Mantelsack.

„Dahinter steckt gewiß ein Geheimniß," sprach die Witwe Mathurel bei sich, als sie wieder sehr unzufrieden in ihre Bude zurückkehrte, „Dieser Junggeselle da ist vielleicht gar ein Falschmünzer! Na, wir werden schon sehen, ich werde die Sache überwachen, und bei dem mindesten Indicium werde ich es dem Herrn Commissär melden, — ha! gewiß!"

Der Commissionär kam heraus, bezahlte den Kutscher reichlich und Beide schlugen wieder zusammen den Weg nach Paris ein.

Armand d'Augirey, der nun allein war in den Zimmern des ersten Stockwerkes, wo er sich provisorisch niederzulassen gedachte, beschäftigte sich, in die Kästen und die Laden einer elenden Commode die Gegenstände zu räumen, welche das Felleisen enthielt, nämlich: Wäsche, einige Kleider, Pistolen, Bücher, einen ungeheuren Vorrath von Cigarren, ein halbes Dutzend Flaschen Liqueur in einem sehr eleganten Kästchen, dann ein Schreibzeug und schließlich eine Guitarre.

Nachdem er seine Einrichtung vollendet, zündete Armand eine Cigarre an und öffnete ein Festner, wobei er die Läden sorgsam derart stellte, daß er, ohne gesehen zu werden, sehen konnte, was im Garten des Commandanten Simon vorging. Er warf einen raschen Blick nach allen Seiten hin. Sein Blick konnte aber nicht durch die Lindenallee dringen. Der Garten war menschenleer.

Hierauf schob Armand einen alten Lehnstuhl zum Fenster, nahm ein Buch, setzte sich nieder und fing an zu lesen, aber sein Auge und sein Ohr blieben auf der Lauer.

* * *

Armand d'Augirey war, wie schon gesagt, achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt, sehr elegant und geschmackvoll

gekleidet. Seit seinem achtzehnten Jahre Besitzer eines Vermögens, welches ihm fast fünfzigtausend Livres Renten trug, — für einen Junggesellen ein recht artiges Sümmchen, — hatte Armand nie eine andere Beschäftigung, als dem Vergnügen in allen seinen Formen nachzujagen.

Was aber aus dieser Art Existenz nothwendig als Resultat hervorgehen mußte, das geschah auch in der That. Armand wurde allmälig von diesen leichtsinnigen Vergnügungen abgestumpft, da er sie unmäßig genoß. Die Theater, Gelage, die Kartenspiele, die Abenteuer des Boudoir, die Pferderennen, die Reisen nach Spaa, Baden, Straßburg, in die Seebäder von Dieppe und Trouville u. s. w. zerstreuten ihn gar wenig mehr. Nun konnte er mit dem besten Willen von der Welt keine anderen Vergnügungen mehr auffinden, als alle diejenigen, deren er schon überdrüssig war. Er dürstete aber nach etwas, das für ihn neu war und ihm Abwechslung bot.

Wo aber sollte er das finden? Es wäre ohne Zweifel am Leichtesten gewesen, wenn er sich in einen Waggon gesetzt oder auf einem Paketboot eingeschifft hätte, um einige tausend Meilen entfernt Bewegungen und Zerstreuungen nachzujagen. Armand jedoch hatte nicht genug Energie, um einen solchen Entschluß zu fassen. Er konnte sich nicht entschließen, aus diesem Kreis herauszutreten, in welchem er sich schon seit so langer Zeit bewegt hatte.

Paris langweilte ihn; aber Paris war ihm unerläßlich. Er fluchte hundertmal des Tages über das staubige Asphaltpflaster des Boulevard des Italiens . . . allein während er dies that, fühlte sein lackirter Stiefel das Bedürfniß, darauf herum zu treten. Er betrachtete es nun als ein wahrhaftes Glück, daß ihm dieser Gedanke, den er auch so lebhaft ergriffen, gekommen war, während er der Aufführung des „Chevalier de Maison-Rouge" im Théâter-historique beiwohnte, ein Gedanke, der sich zunächst zu einer Wette um fünfhundert Louisd'or mit seinem Freund Albert de Breuvey gestaltet hatte.

Es mußte ihn sonach dieses projectirte Abenteuer mit dem schmucken Bürgersmädchen von Belleville sicherlich interessiren

und ihm mehrere Tage hindurch Zerstreuung gewähren. Ueberdies schien ihm das junge Mädchen bezaubernd, wie sie es in der That auch war . . . und er hatte für den Fall des Gelingens einen sehr schmeichelhaften Triumph für seine Eigenliebe, der nicht ermangeln würde, ihm mehr als einen Neider zu erwecken. Man mag nun die Sache von was immer für einer Seite betrachten, so ersieht man, daß das Unternehmen sicher der Mühe werth war. —

Es verfloß eine ziemlich lange Zeit. Armand, der noch immer am Fenster saß, rauchte bereits seine dritte Cigarre und blätterte wüthend in dem Buche, das vor ihm lag und das er sicherlich zum Sterben langweilig fand.

Keines der jungen Mädchen gab ein Lebenszeichen von sich. Der Garten des Commandanten war nur von geschwätzigen und verliebten Sperlingen bewohnt, welche sich in den Zweigen der Linden schnäbelten.

Armand's Ungeduld artete wahrhaft in eine fieberhafte Reizbarkeit aus. Er warf sein Buch in den Hintergrund des Zimmers und langte nach einer vierten Cigarre. Plötzlich sprang er auf. Eine junge, frische und klangvolle Stimme ließ sich ganz in der Nähe hören.

Die Stimme sang das erste Couplet eines hübschen Liedes von einem sehr wenig bekannten Dichter:

„So lange noch die süße Zeit der Jugend
Euch ihrer Gaben reiche Fülle schenkt
Und unter'm Schatten eurer zwanzig Jahre
In Schlummer wiegend ihren Nachen lenkt;

So lange noch im Abglanz sel'ger Tage
Das Glück, die Freude eure Stirne kränzt,
Und jenes Feuer, das im Herzen flammet,
In euren Augen euch verklärend glänzt:

O eilt euch, — denn nimmer kehrt die Stunde,
Zu schöpfen aus den Wellen den Genuß;
Auf! pflückt vom Ufergrün die flücht'ge Blume
Und von den Rosenlippen saugt den Kuß!"

Schon bei den ersten Tönen hatte Armand in aller Eile die Fensterladen halb geöffnet und während er sich fast über das Fenster hinaus neigte nach der Seite des Gartens vom Commandanten, versuchte er es, die schöne Sängerin zu sehen.

Vergebene Mühe!

Das junge Mädchen — denn die Sängerin konnte nur ein junges Mädchen sein — war sicher noch nicht aus dem nachbarlichen Hause herausgetreten. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand sie unter einer Art ländlichen Schirmdaches, das über dem Thor zum Garten hervorstand und das die Schlingpflanzen in einen Dom von Laubwerk umgewandelt hatten.

Die Stimme begann wieder:

„Was einst die Menschen in den Frühlingstagen
Der golg'nen Aera sangen, dieser Sang
Ist nicht verhallt; er tönet ja noch heute
In uns'rer Dichter frischem Saitenklang.

Gleich einem edlen Korn, das man gesäet,
Erhebt wie einst sich in der Gegenwart
Aus Aller Mund die alte Sangesweise,
Dasselbe Lied, nur in erneuter Art.

Dasselbe, das man jetzt beim Liebesgirren
Der Turteltauben still einander klagt,
Dasselbe hat auch Salomon im Schatten
Der Palmen seiner Sulamit gesagt.

Und mit des Orients erhab'nem Herrscher
Stimmt auch Horazens Weisheit überein,
An der Blandusia Gestade sang es
Der Dichter einstens beim Falernerwein."

Nach diesem Couplet trat ein kurzes Stillschweigen ein.

Armand warf bei sich die Frage auf, ob denn die unsichtbare Sängerin wieder in das Haus zurückkehren oder sich entschließen würde hervorzutreten.

XI.

Das Fenster.

Ein heiterer Sonnenstrahl fiel senkrecht auf den Garten und ließ nur jene Partie im Schatten, die von den Hainbuchen gedeckt wurde.

Ein junges Mädchen, das über dem Kopf ein offenes Buch hielt, um ihre frischen, sammtenen Wangen gegen eine unbescheidene Liebkosung des blonden Phöbus zu verwehren, sprang unter dem mit Laubwerk umkränzten Schirmdach hervor und erreichte, leichtfüßig wie ein Reh, in drei oder vier Sätzen den Schatten der dichten Bäume.

Es war Susanne.

Sie begann wieder mit einer Stimme, welche die Schnelligkeit ihres Laufes ein wenig zittern gemacht:

„Hör', was die alten Dichter Galliens
In ihrer zarten, süßgefäll'gen Weise
Zu den Geliebten sagten, die nicht spröd'
Das Ohr verschlossen hielt dem holden Preise:

O, laß' Du, meine Schönste, theures Ziel
All' meiner Sorge, gnädig es gestatten,
Daß Deine Liebe mit dem Flammenpfeil
In Glanz verwandle meines Himmels Schatten!

Zu warten noch, nicht wär's zu unserm Heil,
Gib Raum der Liebe, da die Zeit noch sonnig,
Da noch im langen, braunen Lockenhaar
Dein süßes Angesicht erblüht so wonnig!"

Entweder war der Gesang zu Ende, oder Susanne wollte nicht weiter singen, kurz, sie hielt inne und ihren Rosenlippen entschlüpften nur noch einige kaum hörbare Modulationen.

Armand hatte den Fensterbalken, hinter dem er sich verbarg, halb wieder zugemacht und durch die indiscreten Bretter

dieses Schutzes musterte er das junge Mädchen mit seinem vortrefflichen Theaterperspectiv.

Sie kam ihm noch reizender vor als vorgestern im Theater. Die größte Einfachheit ihres Anzuges erhöhte ihre Schönheit. Da sie ohne Kopfbedeckung war, so konnte man die Fülle und den Glanz ihrer schön blonden Haare bewundern. Ihr Percailkleid hatte die reizenden Formen ihres schönen Oberleibes wunderbar hervorgehoben. Die weiten und sehr kurzen Aermel ließen ihre schönen, frischen und weißen Arme schauen. Es war ein entzückendes Ganze.

„Bei meiner Ehre!" dachte Herr d'Augirey, „dieses Mädchen ist anbetungswürdig! Wer zum Teufel hätte sich einbilden sollen, daß in Belleville so reines Gold verborgen! . . . Dieses Kind muß ich um jeden Preis haben. Das ist nicht bloß eine Frage der Eigenliebe für mich . . . ich fühle schon, daß mir der Kopf zu brennen anfängt und daß ich, Gott verzeih' mir! im Begriffe stehe, verliebt zu werden."

Indeß hat es Susanne kaum geahnt, daß sie mit so großer Aufmerksamkeit beobachtet werde, und wandelte frei hin und her unter den Hainbuchen, das Buch, worin sie nicht las, stets in der Hand haltend. Bald ging sie schneller, bald wieder langsamer, je nachdem sie dieser oder jener Phantasie und Caprice nachhing. Aber sie mochte schnell oder langsam gehen, einen Schmetterling verfolgen oder anhalten, um eine Blume zu pflücken, jede ihrer Bewegungen gab neue Reize kund.

Nach Verlauf einiger Minuten jedoch wurde Susanne dieses oft unterbrochenen Spazierganges müde. Sie setzte sich in einen ländlichen Stuhl unter dem Schatten eines Baumes und schickte sich an, aufmerksam zu lesen. Was las sie? Der gelbe Umschlag und die breiten Ränder des Buches gaben so ziemlich eine positive Antwort auf diese Frage. Susanne las ein einen Roman. Aber welchen? Der Titel war verdeckt und Armand richtete verdeblich sein Fernglas auf die Blätter . . . die Buchstaben waren zu klein, als daß er ein einziges Wort zu lesen vermocht hätte.

Eine kleine grüne Eidechse von der unschuldigsten Art rannte

unvermuthet bei Susanne vorüber. Das junge Mädchen erschrak . . . sie machte eine rasche Bewegung . . . das Buch fiel zu Boden und schloß sich im Fallen.

Das Buch blieb nur eine Viertelminute auf der Erde liegen; aber Armand hatte Zeit, die vier mit großen Buchstaben gedruckten Worte zu lesen:

La Dame aux Camélias.

„Nun denn," dachte Herr d'Augirey, „das sichert mir die Zukunft meines Unternehmens . . . Das liebe Kind ist offenbar eine Romanheldin und wenig überwacht . . . Machen wir unseren ersten Schritt."

Armand wandte sich zuvörderst gegen den kleinen, armseligen Spiegel, der über dem Kamine hing und ordnete mit unendlicher Sorgfalt die dichten Locken seiner Haare. Er kämmte seinen schwarzen, glänzenden Bart und gab den Spitzen seines Schnurrbartes eine gewisse ritterliche Rundung, deren Wirkung auf das Herz eines jungen, noch unbefangen Mädchens unwiderstehlich sein sollte. Er befestigte mit einer gewissen Nachläßigkeit, welche nicht frei von Eitelkeit war, seine enge seidene Cravate, über welche ein Hemdkragen von blendender Weiße herabfiel.

Vollkommen zufriedengestellt mit seinem Gesichte, dessen gleichförmige Bläße zwischen seinem Bart und den dunklen Haaren interessant hervortrat, nahm er eine romantische, melancholische Miene an, kehrte wieder zum Fenster zurück und öffnete leise die Balken, um ja nicht das mindeste Geräusch zu verursachen. Hierauf lehnte er sich mit der Schulter an einen Fensterpfeiler und schickte sich an, so auf Susanne hinabzublicken, wie der in den Wolken schwebende Reiher auf die im Acker sitzende Lerche schaut.

Viele Leute behaupten in vollem Ernste, daß der Blick magnetische Kraft besitzen. Sie behaupten, es sei durch den Einfluß des Blickes und Willens möglich, zwischen sich und einer Person, wäre sie auch ganz unbekannt für uns, eine Art elektromagnetischer Strömung herzustellen. So kann zum Beispiel ein Individuum im Parterre eines Theaters die Augen einer

in der zweiten oder dritten Galerie befindlichen Person nöthigen, die Augen auf dasselbe zu richten und längere oder kürzere Zeit auf ihm haften zu lassen.

Nun, das sind Probleme, welche vielleicht eine Wissenschaft lösen wird, die jetzt noch in der Kindheit liegt, deren sich aber zu ihrem Unglücke die Charlatanerie bemächtigt hat.

War es nun Zufall oder Anziehungskraft, genug, Susanne erhob alsbald ihre Augen gegen die Fenster des Nachbarhauses. Seit lange schon war dieses Haus nicht bewohnt und Susanne daran gewöhnt, die Balken stets geschlossen zu sehen.

Als sie nun den schönen, jungen Mann mit den schwarzen Haaren und dem blassen Gesichte bemerkte, der sie mit einer unzweideutigen Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtete, so fühlte sie, daß ihre Wangen roth wurden. Ihre erste Bewegung war, daß sie ihr Gesicht mit dem Buche verdeckte, welches sie in der Hand hielt, um diese unzeitige Röthe, so gut sie konnte, zu verhüllen. Hierauf dachte sie daran, aufzustehen sind den Platz zu verändern, sie erwog aber auf der Stelle, daß sie damit eine lächerliche Ziererei verrathen würde. Sie blieb also sitzen und las wieder oder heftete wenigstens ihre Augen auf das Buch.

Wir vermöchten nicht anzugeben, welche Willenskraft sie nöthig hatte, um die Blätter zu gehöriger Zeit umzuwenden und sich den Anschein zu geben, als ob sie ihre Lectüre aufmerksam fortsetzte. Ferner, wie weit entfernt ihre Gedanken von den zarten Schwachheiten und verliebten Hingebungen der Marguerite Gauthier gewesen sind. Wie viel hätte sie nicht gegeben, um auf's Neue, wenn auch nur eine Secunde lang, dieses blasse Antlitz, das sie das erste Mal kaum halb gesehen, betrachten zu dürfen?

Und welche Fragen richtete sie nicht an sich selbst, welche nothwendig unbeantwortet blieben? Wer war dieser junge Mann? Was machte er hier? Hat er denn das Nachbarhaus gemiethet? Wird man ihn täglich zu sehen bekommen? Welcher Beweggrund konnte ihn nach Belleville herziehen? Warum blickte er Su-

sanne mit solcher Beständigkeit an? War er wirklich so schön, als er im ersten Augenblick geschienen?

Alle diese Fragen und noch sehr viele andere, die wir aus Mangel an Raum hier nicht anführen können, erwachten auf einmal in Susannens Kopfe, und erfüllten sie mit Unruhe und Verwirrung.

Die Neugierde ist im Allgemeinen nicht der geringste Fehler des Frauengeschlechtes. Unsere Großmutter Eva hat das irdische Paradies hingegeben, nur um zu erfahren, wie ein Apfel schmecke. Es ist wahr, dieser Apfel war die Frucht vom Baume der Erkenntniß, und das kann freilich als Milderungsgrund gelten.

Es war kein Grund vorhanden, daß Susanne weniger Tugend, wir wollen sagen weniger Neugierde besessen haben sollte, als ihre Ahnfrau Eva. Diese Neugierde stachelte sie nun von Secunde zu Secunde unwiderstehlicher, noch einen Blick gegen das nahe Fenster zu werfen. Und sie gab nach. Nur suchte sie sich mit größerer Vorsicht zufrieden zu stellen. Sie erhob allmälig mit den Bewegungen einer Turteltaube ihren schönen, blonden Kopf und entsendete unter den langen Wimpern einen verstohlenen Blick. So erreichte sie aber nicht die Höhe vom ersten Stockwerk des Nachbarhauses, was ihr sehr unangenehm war, denn sie wollte um keinen Preis in der Welt frei aufblicken.

Endlich jedoch kam ihr der Zufall zu Hilfe. Ein plötzlich lärmendes Gezwitscher schallte in den Hainbuchen, und zwei Sperlinge, die aus Zorn und Eifersucht an einander gerathen waren, schlüpften aus dem Gezweige, stießen scharfe Töne aus und erhoben sich mit heftigem Flügelschlag und Schnäbelkrieg in die Luft. Es war nichts natürlicher, als dem Ausgange dieses komischen Kampfes mit den Augen zu folgen.

Das hat Susanne gedacht und auch gethan. Nur konnte sie bei dem Aufblick zu den Spatzen nicht umhin, auch nach ihrem Nachbar hinzusehen.

Er war noch immer da, auf die Fensterbrüstung gestützt

und das Auge auf das junge Mädchen gerichtet, als wäre er in Verzückung versunken.

Bei wie vielen Romanen — dachte Susanne — wäre dies das erste Capitel!

XII.

Kriegskunst.

Gerade in diesem Augenblick erschienen zwei neue Personen im Garten, Bertha und der Commandant Simon.

Sie kamen mit einander aus dem Hause.

Der alte Soldat rauchte aus seiner großen, schönen Meerschaumpfeife, deren Sculptur im Kleinen einige von den militärischen Basreliefs der Vendômesäule darstellten. Wolken von bläulichen Dämpfen, ähnlich dem Dampfe einer Locomotive, wallten in gleichen Zwischenräumen aus seinem Munde und wirbelten kreisförmig um seinen langen Schnurrbart, ehe sie sich verflüchtigten.

Bertha trug ein Stück Arbeit.

Als Susanne ihren Vater und ihre Schwester sah, machte sie ihr Buch zu und lief ihnen eilig entgegen. War es Zufall oder Absicht, der kindliche Kuß, den sie dem Commandanten gab, wurde mit auffallender Koketterie gegeben. Hierauf nahm sie den Arm ihres Vaters und zog ihn unter die Hainbuchen, wo sie die ländlichen Stühle der Art stellte, daß der alte Krieger, wenn er sich setzte, das Nachbarhaus nicht sehen konnte.

Als sie während dieser kleinen Geschäftigkeit hin und her ging, trug sie Sorge, einen Blick auf das uns bekannte Fenster zu werfen. Der junge Mann war verschwunden — der Balcon geschlossen.

„Er war also meinetwegen hier," dachte Susanne.

Und in einem lebhaften Freudenfluge ihres Herzens fing sie an, mit einem ungewöhnlichen Ausdruck jene Strophe zu wiederholen:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O eilet euch! — denn nimmer kehrt die Stunde,
Zu schöpfen aus den Wellen den Genuß;
Auf! pflückt vom Ufer grün die flücht'ge Blume
Und von den Rosenlippen saugt den Kuß!"

Armand, hinter dem geschlossenen Fensterbalken versteckt, hatte den letzten Blick Susannens erlauscht.

„Nun," murmelte er, „das geht Alles gut! — Die Holde weiß, daß ich nur ihretwegen hier war — das ist genug für heute: die Fortsetzung in der nächsten Nummer, — wie es in den Feuilletons heißt, und ich darf annehmen, daß der Roman bald zu Ende sein wird! — Sie las „Die Cameliendame", das ist ein gutes Zeichen! Sie veranstaltete es beim Sitzen so, daß mich ihr Vater und ihre Schwester nicht sehen konnten! das ist noch besser . . . ich habe meinen Tag nicht verloren!"

Nach diesem kurzen Monolog ordnete Armand wieder Einiges an seiner Toilette, setzte den Hut über das Ohr und verließ das kleine Haus, von welchem er den Schlüssel einsteckte, und nahm hierauf sein Mittagmahl im Café Anglais ein. Nach dem Diner kleidete er sich um und fuhr in das Theater des Variétés. Während eines Zwischenactes traf er im Foyer den rosigen und blonden Lebemann Albert de Breuvey.

„Nun, mein Lieber?" sagte dieser.
„Was denn?" fragte Armand.
„Unsere Wette?"
„Hm!"
„Sie steht aufrecht?"
„Ah! das will ich meinen!"
„Gehen also Deine Geschäfte gut?"
„Wenigstens nicht schlecht."
„Hast Du die Holde wieder gesehen?"
„Allerdings."
„Erschien sie Dir eben so hübsch wie an jenem Abend?"
„Nicht eben so."
„Wie?"
„Sondern hundertmal hübscher."
„Wirklich?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Auf Ehre."

„Und wird es Dir gelingen?"

„In der kürzesten Frist."

„Erlaube mir, daß ich noch daran zweifle."

„Wie es Dir beliebt, allein ich mache Dir einen Vorschlag."

„Welchen?"

„Nicht wahr, es handelt sich um sechs Wochen und um fünfhundert Louisd'or?"

„Richtig."

„Nun denn, verdoppeln wir die Wette und reduciren wir die sechs Wochen auf einen Monat."

„Ach, Teufel!"

„Ist's Dir recht?"

„Meiner Treue, — nein!"

„Du bist nicht logisch; da Du an meinem Erfolge zweifelst, so liegt es in Deinem Interesse, den Vorschlag anzunehmen, um so mehr als ich Dir, wie Du siehst, ein famoses Spiel anbiete."

„Es ist wahr, aber Du scheinst Deiner Sache so gewiß zu sein, daß ich mich nicht getraue, mehr zu riskiren; tausend Louisd'or sind eine hübsche Summe, mein Lieber!"

„Ich brauche sie gerade, um mir den schönsten Phaëton, den es in Paris gibt, anzuschaffen; zwei Apfelschimmel, sechs Jahre alt, zwei Thiere ohne Gleichen!"

„Nun, jedenfalls biete ich Dir nur die Hälfte des Gespanns."

„Desto schlimmer."

„Nicht für meine Börse! Aber sag' mir, gehören diese Pferde nicht dem Lord Edgar Willoughby?"

„Allerdings."

„Nun, so rathe ich Dir, mit dem Kaufe zu eilen."

„Warum?"

„Weil Du sie sonst nicht mehr bekommen könntest."

„Kennst Du Jemand, der kaufen will?"

„Ja."

„Wer denn?"

„Clodius."

„Ah, bah! Du weißt, wie es dieser Executorssohn, macht er wird feilschen, um auf zwanzigtausend Francs hundert Thaler zu gewinnen, und die Pferde werden mir bleiben . . . Hast Du heute Clodius gesehen?"

„Nein, er schmollt."

„Weßhalb?"

„Noch Deinetwegen."

„Ah, welch' ein Spaß!"

„Vollkommener Ernst; er ist mir gram, weil ich das Epigramm angehört habe, welches Du an jenem Abend über Executornichten losgelassen hast."

Armand fing zu lachen an. Das Glöcklein des Foyer ertönte. — Die zwei jungen Männer drückten einander die Hand und entfernten sich.

* * *

Am folgenden Tage fuhr Armand bis in die Nähe des Canals. Hier schickte er seinen Groom mit dem Wagen zurück und begab sich zu Fuß in seine improvisirte Wohnung. Er stellte sich hinter die Fensterbalken und blickte hinab in den Garten, doch dieser war leer. Inzwischen hatte er Zeit, darüber nachzudenken, wie er sich an dem heutigen Tage verhalten solle.

„Was habe ich zu thun?" fragte er sich. „Ist's gut, wenn ich mich heute anders kundgebe, als bloß durch meine Gegenwart? Die Holde hat in dieser Nacht von mir geträumt, das ist gewiß. Sie wird heute wieder kommen, das ist nicht zweifelhaft. Soll ich mit meinen ausdrucksvollen Blicken auch eine beredte Pantomime verbinden? Soll ich durch eine jener Geberden sprechen, deren stumme Sprache die Mädchen so gut verstehen? Dürfte ich es mit einem Liebesbrief wagen?"

Nach einer Pause von einigen Minuten, welche Armand der Mühe des Nachsinnens widmete, formulirte er ungefähr in den folgenden Ausdrücken die Antwort auf einige jener Fragen, welche er soeben an sich gerichtet hatte:

„Man gelangt nicht immer auf den kürzesten Wegen am schnellsten zum Ziel! Das ist ein altes, abgenützes Sprichwort. Die Holde scheint nicht scheu zu sein, man hat aber gewisse zutrauliche Turteltauben gesehen, welche vor der mindesten Annäherung erschraken . . . und weil sie der Vogelsteller zu rasch in den Käfig sperren wollte, flogen sie davon und kamen nicht wieder. Um einen jungen Kopf einzunehmen, vertritt meine stumme Betrachtung und meine unzweideutige Bewunderung die Stelle der lebhaftesten und bilderreichsten Sprache. Die Schlacht ist im Voraus gewonnen, gefährden wir nicht einen gewissen Sieg durch einen unzeitigen Handstreich. Ein Liebesbriefchen könnte Alles in Frage stellen . . . eine geschriebene Erklärung ist zu rasch für einen zweiten Tag . . . Ich werde bis morgen warten."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Obwohl Armand kein sehr geschickter Anatom des menschlichen Herzens war, so täuschte er sich doch nicht in der Voraussetzung, daß er auf das junge Mädchen einen sehr lebhaften Eindruck gemacht habe.

Susanne hatte sich seit gestern auf seltsame Weise mit diesem jungen Manne beschäftigt, den sie nur einen Augenblick an dem Fenster des Hauses sah, welches sie für unbewohnt hielt.

Dieses so blasse, so interessante und, wie sie glaubte, so melancholische Antlitz verwirklichte in ihrer überspannten Einbildungskraft wunderbar den Typus, welchem sie in zahllosen Romanen begegnet war, und dem so wenige junge Männer glichen, die von Zeit zu Zeit zu dem Commandanten kamen, indem sie entweder Söhne eines alten Waffengefährten, oder die Brüder einer der Freundinnen der jungen Mädchen waren.

Fügen wir noch hinzu, daß Susanne die feste Ueberzeugung hegte, dieser junge Mann sei bloß ihretwegen gekommen, geleitet von einer Liebe, die mit der Erklärung nicht lange auf sich würde warten lassen. Sie konnte sich an dem Ausdrucke seiner Augen nicht täuschen! Er war gerade so wie alle ersten Liebhaber in Melodramen, die sie gesehen, und welche den Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genstand ihres Herzens auf nämliche Weise angeblickt haben.

Und hatte übrigens dieser junge Mann nicht auf der Stelle die Fensterläden geschlossen, sobald er sah, daß sie nicht mehr allein im Garten war? Bedurfte es eines klareren Beweises? Sicher nicht!

XIII.

Der zweite Tag.

Susanne hatte den ganzen Rest des Abends und die ganze Nacht hindurch an diesen schönen Unbekannten mit den schwarzen Haaren gedacht. Aufgewacht, träumte sie wieder von ihm. Sie sah ihn Nachts in ihren Träumen wieder, und hatte mit glühender Ungeduld den kommenden Tag erwartet.

Sie war eine Stunde früher als gewöhnlich aufgestanden, sie widmete ihrer Toilette eine besondere Sorgfalt und ging in den Garten hinab, auf die Gefahr hin, daß sie ihre niedlichen Füße naß mache an dem Thau der feuchten Ränder. Alle Fensterläden des Nachbarhauses waren geschlossen, als wäre es unbewohnt gewesen.

Susanne empfand eine gewisse Enttäuschung, welche, je länger ihre Geduld auf die Probe gestellt wurde, um so mehr wuchs. Dennoch verließ sie den Garten erst in dem Augenblick, als Mariolle zum Frühstück rief.

Armand war nicht erschienen, und zwar aus gutem Grunde. Wir wissen ja, daß er zu dieser Stunde in seiner kostbaren Wohnung in der Caumartin-Straße noch geschlafen hat.

Susanne zeigte während des Frühstückes gegen ihre sonstige Gewohnheit eine höchst widerwärtige Laune. Ueber die Maßen reizbar und nervös, zankte sie mit Bertha und war selbst mit dem Commandanten nicht liebreich.

Was die unglückliche Mariolle betrifft, so erfuhr sie die trockensten und zahlreichsten Beschuldigungen. Das Weißbrot war zu weich, die Cotelette verbrannt, die Butter nicht frisch

genug, der Kaffee ein Aufguß ohne Farbe und Würze. Kurz, Mariolle war eine bedauernswerhte Magd, eine unmögliche Köchin. Die arme Normännin, ganz bestürzt und verzweiflungsvoll unter den Schwall unverdienter und unerwarteter Vorwürfe, wußte nichts Anderes zu thun, als daß sie den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen hielt und weinte und schluchzte.

Wir wissen bereits, daß Susanne der Liebling des Commandanten war, da dieser nicht umhin konnte, ihr den Vorzug vor der ernsteren und weniger schmeichelnden Schwester Bertha zu geben. Aber wie es häufig Eltern geschieht, welche ihre Kinder über die Maßen verzärteln, so empfand auch Herr Simon eine wahrhafte Furcht, wenn seine jüngste Töchter grundlos von einer bösen, mürrischen Laune beschlichen wurde. Er wußte sich da nicht zu helfen, wie er den Sturm besänftigen und seine Ausbrüche fern halten sollte.

„Mein liebes Töchterlein," sagte er zu Susanne gegen Ende des Frühstückes mit versöhnender Miene, sanfter und ergebener Stimme, „ich fürchte, Du bist ein Bischen krank."

„Und warum denn?" rief das junge Mädchen.

„Weil Du nichts gegessen hast."

„Es war ja Alles schlecht."

„Das ist richtig, aber . . ."

„Nun was?"

„Es scheint mir, daß Du etwas erschöpft aussiehst."

„Ich habe schlecht geschlafen."

„Ah, siehst Du . . . nun, bist Du leidend?"

„Ich habe Kopfweh . . . aber es hat nichts zu bedeuten."

„Armes Töchterchen! sie hat Kopfweh! Ja, ja, ich habe es gleich gesagt, daß Dein Aussehen nicht ganz in Ordnung ist . . ."

„Das heißt, Sie finden mich in übler Stimmung," unterbrach ihn Susanne lebhaft.

„Nicht doch, nicht doch, im Gegentheil, Du scheinst mir bloß betrübt zu sein."

„Weil ich mich nicht unterhalte."

„Mein Gott! was soll gethan werden, um Dich zu unterhalten?"

„Das weiß ich nicht."

„Wozu hättest Du denn Lust, Töchterchen?"

„Zu nichts."

„Aber Du mußt Dich doch zerstreuen, Du gehst nicht oft genug aus, Du liesest zu viel . . ."

„Ist das ein Vorwurf?"

„Nun, es steht Dir frei, zu thun, was Dir beliebt; allein es wäre gut für Dich, ein wenig spazieren zu gehen, das ist unerläßlich, wenn man Kopfweh hat."

„Ich gehe ja in den Garten."

„Das ist nicht genug, mein Kind, das ist nicht genug."

„Ach, doch."

„Nein, sage ich."

„Wohin soll ich denn spazieren gehen?"

„Ah, ich habe einen kleinen Plan entworfen."

„Nun, Vater, so sprechen Sie . . . Sie lassen uns schrecklich schmachten."

„Sieh, liebes Kind, es wäre eine recht schöne Partie."

„Welche?"

„Wenn es Dir recht wäre, so gehen wir auf der Stelle fort; wir spazieren ganz langsam nach Saint-Ouen, bringen ein oder zwei Stunden auf dem Wasser zu, und nehmen am Abend auf der Insel ein kleines Diner ein. Was sagst Du dazu, mein Kind? Was sagt ihr dazu, meine Kinder?"

Unter anderen Umständen wäre Susanne schon bei dem bloßen Gedanken an solch' eine Lustpartie, wie sie der Commandant vorschlug, vor Freuden aufgesprungen. Allein die Idee, sich für den ganzen Rest des Tages zu entfernen, ohne zu wissen, ob der Unbekannte wieder an's Fenster kommen würde, konnte die nervöse Reizbarkeit des jungen Mädchens nur vermehren.

„Ah, ein hübsches Project!" sagte sie, „und wie ist es schön von Ihnen, mir einen so schrecklich ermüdenden Gang in Vorschlag zu bringen, da Sie doch sehen, wie leidend ich bin!!"

„Aber, Kind, wir könnten ja einen Wagen nehmen."

„Ah ja! Damit das abscheuliche Schütteln in einem Fiaker mein Kopfweh in Migräne verwandelte."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aber, Kind, es hängt nicht von mir ab, Dir eine leicht schwebende Berline oder Britschka zu geben."

„Nun denn, wenn man nur gemeine Lohnkutschen zu seiner Disposition hat, so bleibt man lieber zu Hause."

„Kind, Kind! ich habe gemeint, Dir ein Vergnügen zu machen."

„Sie sehen, daß Sie sich getäuscht haben."

„Wetter! . . . Du hast doch das Land und die Schifffahrt so gern . . . und Saint-Ouen ist eine so hübsche Gegend!"

„Nun denn, so gehen Sie mit Bertha."

„Und Du?"

„Ich werde bleiben und während Ihrer Abwesenheit gesund werden."

„Du garstiges Kind! weißt Du doch, daß weder ich noch Bertha eine Unterhaltung möchten, an der Du nicht Theil nehmen würdest."

Hier wurde das Gespräch abgebrochen. Susanne kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie sich unter dem Vorwande, schlafen zu wollen, einschloß, in der That aber, um ihren Gedanken mit Muße nachhängen zu können.

An was dachte sie? Das erräth man. Sie setzte sich an das Fenster und blickte mit tiefsinniger Miene in den Garten. Plötzlich machte sie eine Bewegung des Unmuths, denn sie sah Bertha und den Commandanten aus dem Hause kommen und sich gegen die Allee der Hagebuchen wenden.

„Ach, mein Gott!" murmelte sie mit fast lauter Stimme, „ach, mein Gott! dort sind sie jetzt und lassen sich nieder . . . ich habe noch eben darauf gerechnet, daß ich allein im Garten sein könnte, aber umsonst . . . heute erklärt sich wirklich Alles gegen mich!"

Und Susanne, die heitere frohmüthige Susanne, wurde niedergedrückt von einem unbekannten, unerklärbaren Gram, dessen Ursache und Natur sie selbst unmöglich angeben konnte. Sie drückte ihren blonden Kopf in ihre zwei kleinen Hände und machte es wie Mariolle, das heißt, sie fing an bitter und anhaltend zu weinen. Diese Thränen brachten auf ihre Organi-

sation dieselbe Wirkung hervor, den ein erfrischender Regen auf Blumen hervorbringt, welche eine furchtbare Hitze gleichsam zermalmt hatte. Sie beruhigten, erquickten sie. Susanne gestand sich selber, daß ihr Benehmen seit gestern lächerlich sei. Sie trocknete ihre Thränen, verließ ihr Zimmer und begab sich auf den Weg zu ihrem Vater und ihrer Schwester. Sie hatte aber kaum einige Schritte gegen die Treppe gemacht, als sie an der äußeren Thüre des Hauses läuten hörte. Sie wartete, bevor sie hinabging. Mariolle öffnete . . . dann rief sie eben so schnell:

„Oh, Fräulein Bertha! . . . Fräulein Bertha! . . . kommen Sie doch schnell her . . . es wird Ihnen recht liebsam sein!"

Bertha eilte auf diesen Ruf herbei. Eine Weile darnach hörte Susanne unten an der Treppe frische, jugendliche Stimmen neben der Stimme ihrer Schwester ertönen.

Es waren zwei ihrer intimsten Freundinnen aus der Erziehungsanstalt, welche ihnen einen Besuch machten.

Susanne hatte diese jungen Mädchen herzlich lieb. Sie ging auch allsogleich hinab und schloß die zwei neuen Ankömmlinge, wie Bertha, recht freudig und zärtlich in die Arme. Für einige Minuten war der junge, blasse Mann ganz vergessen.

Der Commandant, welcher sich an diesem Morgen nicht gut unterhalten hatte, benützte diesen Zwischenfall, nahm seinen Hut und schlich sich heimlich hinweg. Der vortreffliche Mann ging in das Theater-Kaffeehaus und machte da sein tägliches Spielchen.

Der Garten blieb leer. In diesem Augenblick war es, wo sich Baron d'Augirey auf seinen Beobachtungsposten begeben hatte. Die vier Mädchen waren etwa eine halbe Stunde lang im Salon geblieben. Als hierauf eines der fremden Mädchen fragte, ob der Commandant in seinen Beeten neue Blumen gezogen habe, begaben sich Alle in den Garten. Man besichtigte zuerst die frisch aufgeblühten Blumen mit der Gravität holländischer Bürgermeister, wenn sie Tulpen prüfen. Aber bald darauf suchten die jungen Mädchen eine angenehmere Beschäftigung. Eine Rakettenpartie organisirte sich unter den Buchen.

Nichts war graziöser als den Federball aufsteigen und die Luft durchschneiden zu sehen. Nichts war reizender, als der schmucke, biegsame Leib dieser hübschen Kinder, die sich unvorhergesehen tausend naive und kühne Stellungen gaben.

Susanne hatte sich in ihrer kindlichen Ereiferung wirklich nicht erinnert, daß unter dem Himmel ein junger Mann mit schwarzen Haaren existire. An die Stelle des träumerischen, romanhaften Mädchens war das fröhliche Kind getreten.

Armand sah hinter seinem Fensterladen, was vorging und begriff, daß er einen furchtbaren Nebenbuhler habe — den Federball. Er runzelte auch bei dessen Anblick die Stirne. Zum Glück für ihn ereignete sich die Gelegenheit, daß er mit einem einzigen Schlag alle Vortheile wieder gewann.

Susanne hatte zufällig, während ihre Partnerin den in ein Blumenbeet gefallenen Federball wieder holte, ihre Augen gegen das Nachbarhaus erhoben. Armand öffnete schnell den Fensterladen so, daß ihn das junge Mädchen sehen konnte, und machte ihn wieder zu.

Das wollte deutlich sagen: „Ich bin hier . . . bin Deinetwegen hier . . . und da ich will, daß Du allein es wissest . . . verberge ich mich wieder."

Susanne wurde purpurroth.

„Ich bin schon ermüdet," sagte sie zu ihrer Freundin, als ihr diese den Federball wieder zuschleudern wollte, „heute mag ich nicht mehr spielen."

„Das ist genug für den zweiten Tag," dachte Armand seinerseits.

Und er verließ, wie Tags vorher, Belleville und schlenderte auf den Boulevard des Italiens, in die Oper und in den Club.

XIV.

Bertha und Susanne.

Die Besucherinnen hatten Nachmittags Bertha und Susanne lange schon verlassen. Die Soirée war zu Ende. Der Commandant rauchte seine Pfeife in seinem Zimmer und murmelte nach jedem Zuge den Refrain von Béranger:

Man wird noch lang im Dorf
Von seinem Ruhme sprechen.

Die zwei jungen Mädchen begaben sich wieder in ihr jungfräuliches Asyl. Bertha ging im Zimmer hin und her, indem sie anscheinend mit Sorglosigkeit alle die Kleinigkeiten ordnete, mit denen sich junge Mädchen gern umgeben.

Allein während sie an gar nichts zu denken schien, beobachtete sie verstohlen Susanne und auf ihrem etwas ernsten Antlitz hätte man eine tiefe Theilnahme lesen können. Die Haltung Susannens erklärte hinreichend die stumme Mitleidenschaft ihrer Schwester.

Nachdem die jüngere Tochter des Commandanten das Leibchen ausgeschnürt hatte, welches, ohne sie zu drücken, ihren feinen, runden Wuchs hervorhob, löste sie ihre Haare auf. Sie hatte dieselben jeden Abend, bevor sie sich in's Bett legte, in zwei lange Zöpfe geflochten, die nichts auf ihrem Kopfe befestigte. Heute Abends aber unterbrach sie diese reizende Arbeit. Die reichen Locken ihres prächtigen Haares fielen wie ein goldener Mantel herab auf ihre weißen, halbnackten Schultern.

Susanne saß am Rande ihres Bettes . . . hatte nur einen Fuß entkleidet . . . die eine Hand auf ihr Knie gestützt, mit der anderen in der Luft herumfahrend . . . die Augen zum Plafond erhoben, den sie mit zerstreuten, nichts sehenden Blicken ansah . . . so daß sie vor einem großen Künstler, wie Clesinger, die herrlichste Stellung für eine Statue der Träumerei gehabt hätte.

Diese Träumerei war so tief, daß sie das unaufhörliche

Hin- und Hergehen Bertha's nicht stören konnte. An was dachte sie? Es scheint uns unnöthig, unseren Lesern das zu sagen, da sie es eben so gut wissen als wir.

Bertha blieb vor ihr stehen und murmelte:

„Susanne!"

Das junge Mädchen fuhr zusammen. Sie blickte ihre Schwester verwundert und verblüfft an, etwa wie eine Somnambüle, die plötzlich aufgeweckt worden.

„Susanne!" wiederholte Bertha sanft.

„Nun?"

„Willst Du ein wenig mit mir plaudern?"

„Plaudern? . . . mit Dir? ob ich das will? nun freilich, aber warum fragst Du mich denn erst?"

„Weil ich Dir lästig zu fallen fürchte."

„Du? ei geh doch . . . Du willst plaudern, so plaudern wir, obwohl, ich sage Dir's im Voraus, ich gar nicht viel zu sagen weiß."

Bertha setzte sich auf das kleine Bett neben ihre Schwester und ergriff deren Hand. Susanne ließ sie gewähren, obgleich mit einer leichten Bewegung von Ungeduld. Bertha fuhr fort:

„Meine liebe Schwester, Du machst mir heute viel Sorge."

„Sorge, ich?" rief Susanne, „und warum?"

„Weil es mir scheint, daß Du mich nicht mehr liebst."

„Geh' doch, bist Du närrisch?"

„Wen man liebt, zu dem hat man Zutrauen."

„Habe ich denn kein Zutrauen zu Dir?"

„Nein."

„Du irrst."

„Und ich sage Dir, daß Du mir etwas verbirgst."

„Was soll ich Dir verbergen?"

„Wenn ich es wüßte, würde ich Dich nicht fragen."

„Du fragst mich also?"

„Ja!"

„Nun denn, so ist das ein ordentliches Verhör?" sagte Susanne mit einer etwas trockenen Ironie, indem sie die

Hand zurückzog, welche bisher Bertha in der ihrigen gehalten hatte.

„Das ist kein Verhör, meine Liebe! das ist einfach ein Geplauder; mißfällt es Dir, so rede ich keine Sylbe mehr."

„Nein, nein," versetzte Susanne auf's Neue ironisch lächelnd; „rede immerhin, ich bin neugierig zu entdecken, was Du gerne wissen möchtest, denn ich kann es mir in der That nicht denken. Du wirst mir mein Geheimniß sagen . . . das wird originell sein!"

„Du scherzest, Schwester, allein in welchem Tone! . . ."

„Ei geh' doch, nun ist Dir auch mein Ton nicht recht; welche Stimme soll ich denn annehmen, um Dir zu gefallen? Die Kopf- oder Kehlstimme? Alt oder Sopran? wähle!"

Und Susanne fing wieder an laut und gezwungen zu lachen.

„Sieh, meine Liebe," fuhr Bertha fort, „Du wirst doch nicht behaupten, daß Du heute die Nämliche warst wie sonst . . . nicht wahr?"

„Ja doch!"

„Ich habe Dich heute beim Frühstück nicht erkannt."

„Du weißt, daß ich Kopfweh hatte."

„Gut; aber nachdem Du Dich in Deinem Zimmer eingesperrt hattest, und als dann Henriette und Naëmi kamen, hast Du plötzlich jene offene Frohmüthigkeit angenommen, welche ich so gern bei Dir sehe."

„Nun, weil mein Kopfweh aufgehört hatte."

„Später dann, im Garten, bist Du plötzlich wieder ohne ersichtliche Ursache düster und träumerisch geworden."

„Nun, weil mein Kopfweh wieder angefangen hatte."

„Und hatte beim Diner, den ganzen Abend hindurch, und noch kurz vorher dieser Trübsinn, diese träumerische Niedergeschlagenheit keine andere Ursache?"

„Ich bin krank, das ist Alles."

„Wo bist Du leidend?"

„Mir scheint, ich habe Fieber."

Bertha befühlte mit ihren weißen Fingern den Puls ihrer Schwester.

„Du hast kein Fieber," entgegnete sie, „kaum daß Deine Pulsader etwas schneller als gewöhnlich schlägt."

„Nun, so nehmen wir an, daß ich übler Laune bin, und reden wir nicht länger mehr davon."

„Falle ich Dir lästig?"

„Du fängst an . . ."

Bertha bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Ach, meine Schwester! meine Schwester!" murmelte sie traurig, „ich sagte ja schon, daß Du mich nicht mehr liebst."

„Weißt Du wohl," versetzte Susanne, „das ist eine theatralische Redensart, übrigens hast Du das in einem nachdrücklichen Tone gesprochen."

Bertha erhob wieder den Kopf.

„Susanne," sagte sie, „es ist schlimm, was Du da thust."

„Was thue ich denn?"

„Du siehst, daß ich leidend bin, und spottest."

„Ich wußte gar nicht, daß Du leidend bist; bin ich etwa Schuld daran?"

„Ja, Du bist's, meine arme Schwester!"

„In diesem Falle muß ich Dir bedeuten, daß ich Dir nicht den mindesten Dank für eine Zärtlichkeit und Theilnahme weiß, welche sich auf solche Art und Weise kundgeben! . . . Es ist seltsam, die Leute zu lieben, indem man sie ausfrägt und quält, weil sie Kopfweh haben und keine Lust empfinden zu plaudern. Ich gebe es recht gern zu, daß ich mürrisch und sogar unerträglich bin . . . aber reden wir auf dieses Geständniß hin von etwas Anderem, oder sprechen wir gar nichts mehr!"

„Du hast Recht," stammelte Bertha, „weil das Zutrauen, welches Du einst zu mir hattest, nicht mehr existirt, so schweigen wir, es wird besser sein."

„Du kommst wieder auf das Zutrauen zurück; aber, meine Liebe! Du bist zum Einschläfern!"

„Und Du, meine arme Susanne, bist trostlos!"

„Deine Sucht, die vernünftige Person zu spielen und zu hofmeistern, raubt Dir den gesunden Sinn."

„Diese Romane, welche Du ohne Unterlaß liesest, verdrehen Dir den Kopf."

„Die armen Romane! was haben sie Dir denn gethan?"

„Ich hasse sie, weil sie Dir Böses anthun."

„Das ist zu stark!"

„Obschon Du mir verhehlest, sehe ich doch klar."

„Ah, wirklich!"

„Du fühlst Dich unglücklich unter unserm Dache."

„Welche Idee!"

„Du langweilst Dich bei uns."

„Diesen Abend mit Dir . . . das ist möglich."

„Du erträumst Dir eine Zukunft, welche sich nicht verwirklichen wird, sich nicht verwirklichen kann!"

„Wer hat denn Dir diese Gabe der Weißagung verliehen, meine Liebe?"

„Diese Bücher vergiften Dir Verstand und Herz."

„Mein Herz und mein Verstand befinden sich ziemlich wohl für vergiftete Leute, auch scheint dieses Gift, von dem Du sprichst, sehr langsam zu wirken."

„Es wird Dich endlich zu Grunde richten," fuhr Bertha fort, „und ich fürchte, daß der Tag, wo dieses geschehen wird, nicht mehr ferne sein dürfte."

Susanne zuckte die Achseln.

„Meine liebe Schwester," sagte sie, indem sie aufstand und ihre Haare in Zöpfe flocht, „reden wir nicht weiter, wenn es Dir beliebt; ich will mich niederlegen und schlafen; vielleicht wird der Schlummer diese Migräne beschwichtigen, welche ich bereits hatte, und die Du noch vermehrt hast. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht, armes Kind!" murmelte Bertha, „gute Nacht!"

XV.

Der dritte Tag.

Nachdem Susanne auf solche Weise scherzend und spottend die Fragen ihrer Schwester abgelenkt und es vermieden hatte, ihr das Geheimniß jenes aufkeimenden Gefühles zu vertrauen, dem wir kaum den Namen Liebe zu geben wagen, warf sie sich auf ihr Bett hin und schien auch auf der Stelle einzuschlafen. Allein der Schlaf blieb weit entfernt von ihrem Lager. Das junge Mädchen versenkte ihre Seele wieder in jene Träumerei, welche vordem durch Bertha's Fragen ein wenig unterbrochen worden war.

Hätte sich ihre argwöhnische Eitelkeit nicht gestoßen an der zärtlichen Theilnahme ihrer Schwester, hätte sie, ihren rührenden Bitten nachgebend, Alles gestanden, was sie dachte und fühlte, vielleicht wäre dieses Zutrauen hinreichend gewesen, um aus ihrem Geiste den Dämon der Verblendung und Thorheit zu entfernen, vielleicht wäre sie gerettet worden . . .

Aber ach, es war anders über sie entschieden.

Die Nacht bringt Rath, sagt man. Die Reflexionen der Nacht brachten für Susanne nur ein einziges Resultat hervor. Sie faßte nämlich den Entschluß, künftig mehr an sich zu halten, über ihre Gedanken und ihr Gesicht eine Maske zu ziehen, kurz, sich zu verstellen, um die Commentare zu vermeiden, an denen es in Betreff ihrer seltsamen Veränderung nicht fehlen würde

Als sie am folgenden Morgen zum Frühstücke kam, zeigte sie sich so, wie sie immer gewesen. Der Commandant war darüber entzückt und gab seine Freude auf das Sprechendste kund.

Als Bertha sah, daß in die Augen ihrer Schwester die Heiterkeit und auf ihre Lippen das Lächeln zurückgekehrt sei, so hoffte sie sich in ihren gestrigen Muthmaßungen getäuscht zu haben und empfand darüber eine tiefe Genugthuung.

Gegen halb ein Uhr ging der Commandant aus, wie er

es jeden Tag zu thun pflegte. Susanne hoffte, Bertha würde in ihr Zimmer zurückkehren, oder sich im Inneren des Hauses beschäftigen und sie könnte allein in den Garten gehen. Diese Hoffnung wurde vereitelt.

Der Tag war herrlich, die Hitze drückend. Die Sonne blitzte senkrecht auf die Höhen von Belleville herab und verwandelte sie in eine Wüste Sahara.

„Willst Du mit mir in die Buchenallee hinab gehen?" sagte Bertha zu Susanne. Und fast eben so schnell fügte sie hinzu: „Man kann heute kaum anderswo als dort Athem schöpfen."

Susanne hatte große Mühe, eine Bewegung der Ungeduld und beinahe der Zornes zurückzuhalten. Die Anwesenheit der Schwester im Garten schien ihr den peinlichsten Zwang aufzuerlegen und die unerträglichste Spionage zu sein. Sie erwog aber sogleich, daß eine Verweigerung von ihrer Seite unzweifelhaft einen Argwohn erregen würde. Sie antwortete also:

„Thun wir, wie Du willst."

„Wirst Du lesen oder arbeiten?" begann Bertha wieder.

„Ich werde lesen . . . wenn Du es anders erlaubst . . . Du weißt wohl, ich bin nicht sehr arbeitslustig . . ."

„O, das weiß ich," murmelte das junge Mädchen mit einem etwas trüben Lächeln, worüber jedoch Susanne verächtlich den Kopf hob.

Die ältere Schwester nahm ihre Stickerei, die jüngere einen Band der „Sünde des Herrn Antoine" . . . welcher damals eben erschien in dem berüchtigten Journal „l'Epoque" . . . diesem Leviathan der Presse. Beide gingen in den Hintergrund des Gartens, wo die Hainbuche ihren schützenden Schatten warf.

Susanne trug Sorge, ihre Schwester derart zu setzen, daß sie den Rücken gegen das Nachbarhaus wendete, welches sie selbst vor sich sah.

Auf diese Weise war es für sie fast gleichgiltig, daß Bertha sie begleitete. Das brachte ihr wieder einen großen Theil ihrer guten Laune zurück. Sie vertiefte sich nicht ausschließend in

die Lectüre, sie lachte und scherzte und so wurde die Unterhaltung zwischen den jungen Mädchen wieder eben so fröhlich und lebhaft, wie sie ehemals war.

Indeß hatte Susanne keinen Augenblick lang die stumme Façade und die verschlossenen Fensterläden des Nachbarhauses aus dem Gesichte gelassen.

„Ist er nicht da?" fragte sie sich; „warum zeigt er sich nicht? ich könnte ihn doch allein sehen."

Die Ursache, warum sich Armand nicht zeigte, war ganz einfach die, weil er noch nicht gekommen war.

* * *

Gegen zwei Uhr machte sich in den Fensterläden eine gewisse Erschütterung bemerkbar. Einer davon drehte sich sachte und geräuschlos in den Angeln und Susanne sah das blasse und schöne Antlitz des Helden ihrer Träume erscheinen. Obschon sie seit lange schon, von Secunde zu Secunde, auf diese Erscheinung gewartet hatte, erhielt doch ihr ganzer Körper eine Art elektrischen Schlages und sie fuhr so heftig zusammen, daß Bertha es bemerkte und fragte:

„Was hast Du denn?"

„Nichts!"

„Ja doch! . . . erst warst Du noch weiß wie eine Lilie und sieh nur, jetzt bist Du fast so roth wie eine Mohnrose."

„Mir schwindelte der Kopf . . . ich hatte eine Art Blendung."

„Und ist es wieder besser?"

„Oh, es ist vorüber."

„In der That! Deine Wangen verlieren schon wieder die zu helle Röthe . . . wenn Du aber willst, so hole ich Dir ein Glas Wasser."

„Nein, nein, ich danke Dir . . . es ist nicht der Mühe werth, ich fühle mich wieder ganz wohl."

Unter diesen Worten erhob Susanne abermals ihre großen, blauen Augen gegen das Fenster.

Welch' einen Weg hatte sie zurückgelegt in so kurzer Zeit! Zwei Tage vorher sah sie zum ersten Mal diesen Unbekannten mit dem blassen Gesichte. Heute erwartete sie seinen Blick mit fieberhafter Ungeduld, sie suchte ihn und schlug vor ihm ihre Augen nicht nieder.

Armand, dem keine Nüance seines Triumphes entgangen war, war hocherfreut. Der Moment schien ihm jetzt gekommen zu sein, mit der stummen Beredtsamkeit des Blickes auch die Pantomime zu verbinden. Uebrigens wußte er es recht gut, daß er es mit einem jungen, noch unerfahrenen Mädchen zu thun hatte und daß keine Gefahr vorhanden sei, wenn er seine Rolle ein bischen nachdrücklicher spiele. Demzufolge gab er seinen Augen einen leidenschaftlichen Ausdruck, über welchen freilich so manches andere welterfahrene, männerkundige Mädchen gelacht haben würde. Zu gleicher Zeit drückte er seine rechte Hand an sein Herz, gab sich eine schmachtende und feierliche Miene und ließ seinen Lippen einen tiefen Seufzer entschlüpfen.

Susanne glaubte in ihm einen Werther, Réné, Antony und alle jene Helden des modernen Dramas und Romans zu sehen, die in ihrem blassen Antlitz das unverlöschbare Gepräge einer glühenden und zerrissenen Seele tragen.

Was hätte sie nicht gegeben, den Namen dieses schönen, traurigen Unbekannten zu wissen, etwas von seinem Leben zu erfahren, den Ton seiner Stimme zu hören, zu erfahren, wo er sie zum ersten Mal gesehen, und auf welche Art er sie zu lieben angefangen habe?

„Ei was!" sagte Armand bei sich, nachdem er einige Secunden lang die sentimentale Stellung, welche wir beschrieben, eingenommen hatte. „Wagen wir ein Briefchen! ich denke, jetzt hat es keine Gefahr mehr, die Holde zu verscheuchen; übrigens ist das, was ich geschrieben habe, nicht compromittirend."

Armand griff mit zwei Fingern seiner linken Hand in seine Westentasche. Er zog ein kleines Papier hervor, das rings um einen runden Körper gefaltet, der nichts Anderes als eine Bleikugel war. Er zeigte von ferne dieses Papier Susannen mit einer Geberde, welche bedeutete:

„Darf ich es werfen?"

Susanne zeigte ihm mit einem raschen Blicke auf ihre Schwester.

„Ich werde warten," antwortete Armand mit einer neuen Geberde.

Dann schloß er fast ganz die Fensterläden, so daß ihn Bertha, wenn sie sich etwa umdrehen sollte, nicht sehen konnte.

Es verging so eine Viertelstunde. Susanne saß wie auf Dornen. Sie dachte nicht daran, sich über diesen jungen Mann zu verwundern, der sich erlaubte, ihr zu schreiben, ohne sie jemals gesprochen zu haben. Sie stieß sich nicht an dieser ultrachevaleresken Ungebühr. Im Gegentheil. Sah sie denn nicht hundertmal Thatsachen ähnlicher Art in den interessantesten Romanen? Sie dachte nur daran, was denn dieses geheimnißvolle Briefchen enthalten könnte? Sie hätte gern ein Jahr ihrer Jugend hingegeben, wäre dieses Briefchen schon in ihren Händen gewesen.

Was war also zu diesem Ende zu thun? Bertha mußte ganz einfach wenig Minuten, ja, wären es auch nur wenige Secunden lang, den Garten verlassen.

Wie es aber anstellen, um sie zu entfernen?

Susanne suchte hundert Mittel. Keines schien ihr ausführbar. Schon wollte sie darauf verzichten, als ihr plötzlich ein Gedanke aufstieg. Sie stieß einen leichten Schrei aus und schien auf ihrem ländlichen Stuhle zu wanken.

„Nun," fragte Bertha lebhaft, „nun, meine Liebe, was hast Du denn wieder?"

„Mein Uebel kehrt eben wieder zurück, ich sehe im Schwindel Alles um mich herumtanzen, mir ist als ob ich fiele . . ."

„Mein Gott!" rief Bertha, „Du machst mir Angst."

„O, es hat nichts zu bedeuten, sei unbesorgt. Du hast mir kurz vorher ein Glas Wasser angeboten, Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du es mir jetzt brächtest."

„Im Augenblick!"

Bertha ließ ihre Arbeit fallen und eilte dem Hause zu. Kaum war sie verschwunden, als der Fensterladen sich öffnete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Bleikugel mit dem Papier umwickelt und von einem kräftigen Arm geschleudert, fiel zu den Füßen von Susanne. Sie bückte sich lebhaft, hob das Billet auf und verbarg es schnell in ihrem Busen.

Als Bertha zurückkam, saß sie schon wieder auf ihrem Stuhl und keine Spur von dem war sichtbar, was inzwischen hier vorgefallen war.

XVI.

Correspondenz.

Als Susanne einmal im Besitze des kostbaren Briefchens war, hatte sie nur den einen Gedanken: sie wollte so schnell wie möglich den Inhalt wissen.

Zu diesem Ende brauchte sie nur in das Haus zurückzukehren und einen Augenblick allein zu sein. Nichts war leichter, als einen Vorwand zu finden, den Garten zu verlassen. Diesen Vorwand gab ihr die vorgeschützte Unpäßlichkeit.

Als das junge Mädchen in ihrem Zimmer war, welches sie zusperrte, um jede Ueberraschung zu vermeiden, öffnete sie ihr Leibchen und nahm aus ihrem Busen das hinterlegte Gut, welches sie diesem reizenden Asyl anvertraut hatte. Langsam und mit unsäglichem Herzklopfen entfaltete sie das Papier, welches um die Bleikugel gewickelt war.

Es enthielt nur die drei Worte:

„Ich liebe Sie!"

Aber welche anderen Sätze hätten diese drei Worte aufgewogen?

Am Abend dieses Tages war Susanne nicht zu erkennen. Es war nicht allein alle Traurigkeit des jungen Mädchens verschwunden, sie zeigte auch eine so närrische und ausgelassene Heiterkeit, daß sich der Commandant vor Freuden die Hände rieb und Bertha sich fragte, welch ein unbekannter Beweggrund wohl ihre Schwester plötzlich so fröhlich machen konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

* *
*

Am folgenden Morgen war der Himmel trüb und düster und gegen Paris hin standen dichte, schwere Wolken, die nichts Gutes verkündeten. Wirklich erhob sich gegen Mittag ein heftiger Sturm. Um zwei Uhr meinte man, daß sich die Schleusen des Himmels geöffnet hätten. Dann kehrte allmälig ein ziemlich starker Wind die Wolken hinweg, der Regen hörte auf, die Sonne schien wieder glänzend und der Himmel wurde rein.

Allein der Sand in der Allee blieb feucht, die Hainbuchen trieften von Wasser, man konnte unmöglich daran denken, in den Garten zu gehen und dort zu arbeiten.

Bertha hatte einige unbedeutende Einkäufe für die Wirthschaft zu machen. Sie zog Ueberschuhe an, um ihre Stiefelchen vor Koth zu schützen, und ging mit Mariolle fort. Susanne und der Commandant blieben allein zu Hause.

Herr Simon hatte einen plötzlichen Anfall von Rheumatismus, den er dem Einflusse des Sturmes zuschrieb. Er konnte nicht in das Theaterkaffeehaus zu seiner täglichen Spielpartie gehen; er setzte sich im Salon in einen Lehnstuhl und verbrachte die Zeit so gut es ging.

Man läutete an der Hofthüre. In Abwesenheit von Mariolle mußte Susanne öffnen, obschon sie sich höchst ungern zu diesem häuslichen Dienste herabließ, sie, die so gern von schönbordirten Lakaien träumte, die erwartungsvoll ihren geringsten Wünschen zuvorkamen.

Der Besucher war ein ehemaliger Capitän der Kaisergarde, einer der ältesten Freunde des Commandanten Simon.

Susanne führte ihn zu ihrem Vater, ließ dann die zwei Soldaten allein und begab sich unerschrocken hinab zu dem durchnäßten Sande und zu den feuchten Hainbuchen. Armand stand bereits seit den ersten Sonnenstrahlen hinter den Fensterbalken und harrte in Erwartung des jungen Mädchens. Sie machte noch wenige Schritte zwischen einem doppelten Gehege von Rosenbäumen, deren Blüthen weniger frisch waren als ihre Wangen und an deren funkelnden Blättern die Regentropfen

weniger schimmerten als ihre Augen; sieh, da fiel wieder ein Briefchen, wie Tags vorher, vor ihre Füße, abermals um eine Kugel gewickelt.

Auch dieses Briefchen hob Susanne auf wie gestern und ließ es in den Falten ihres Leibchens verschwinden. Hierauf wandte sie sich halb gegen die Fensterläden und antwortete mit einem Blicke und Lächeln auf die leidenschaftliche Geberde Armand's, der sich weit vorneigte und ihr einen Kuß zuwarf. Wir fügen indeß bei, daß sie roth wurde, indem sie damit anzeigte, daß der Kuß an seine Adresse gelangt sei.

Sollte man aber diese Röthe dem Schamgefühle oder der Freude zuschreiben? Das ist eine wichtige Frage, deren Lösung wir nicht übernehmen wollen.

Man erräth wohl, daß Susanne keinen Augenblick verlor und forteilte, um sich abermals in ihrem Zimmer einzuschließen.

Das heutige Billet war weniger lakonisch als das gestrige. Wir wollen es hier verzeichnen; nur bitten wir unsere Leser, bemerken zu wollen, daß die ihnen vorgelegten Zeilen nicht unser Styl, sondern der des Barons Armand d'Augirey sind, des Edelmanns von gutem Blut und ausgezeichneten Lebemanns, der nichts weniger als ein Briefsteller ersten Ranges war.

„Fräulein," sagte er, „weil Sie sich nicht beleidigt gezeigt haben von dem scheuen Geständniß, welches ich gestern meinem Herzen entschlüpfen ließ, so wage ich es, heute wieder zu sprechen.

„Stoßen Sie sich nicht an meine Kühnheit, Fräulein! Sie allein tragen die Schuld — Sie sind es, Ihre wunderbare Schönheit, wie ich noch keine ähnliche gesehen, keine je geträumt habe, alle diese Reize sind es, gegen deren übermächtige Gewalt man sich nicht zu schützen wüßte, die mir den Kopf verrückt machen und mir eine Kühnheit einflößen, welche ich ohne dieselben niemals gehabt hätte, denn ehe ich Gefahr liefe, Ihnen zu mißfallen oder Sie zu beleidigen, möchte ich lieber tausend Todesarten bestehen und, was noch schlimmer wäre, ich könnte mich entschließen, Sie nie wieder zu sehen!

„Allein Sie werden mir diese Bekenntnisse verzeihen, welche

in meinem Herzen einzuschließen mir eine allzu ungestüme Leidenschaft nicht erlaubt. Ihre Augen haben mit bereits Vergebung zugesagt, und Augen wie die Ihrigen können nicht täuschen. Eben so tief und durchsichtig wie der Himmel, dessen göttliche Farbe sie haben, lassen sie mich bis auf dem Grunde Ihrer Seele lesen, und diese Seele strahlt eben so von Güte, wie Ihre jugendliche und glanzvolle Schönheit.

„Seit dem Tage, als ich Sie zum ersten Male gesehen, gehöre ich nicht mehr mir selbst an, ich bin der Ihrige, bin es noch und werde es immer sein.

„Sie sind künftig in meinem Leben nothwendiger, als es Luft und Himmel sind. Nur um Sie einen Augenblick verstohlen zu sehen, habe ich mich in dem Hause angesiedelt, welches an das Ihrige stößt; wie düster und ärmlich auch dieses Haus sei, so erscheint es mir doch schöner als ein Palast; denn mindestens ist die Luft, welche ich einathme, fast die nämliche, welche Sie selber athmen.

„Werden Sie wohl diese demuthvolle und bescheidene, aber glühende Liebe, die Sie mir eingeflößt haben, ermuntern?

„Ja, nicht wahr? Denn andernfalls würden Sie sehr grausam handeln, und grausam sind Sie nicht, können es nicht sein!

„Bedenken Sie übrigens, daß diese Liebe zu Ihnen, wie heftig sie auch sei, nicht begehrlich ist und nie sein wird. Mein Herz verlangt nichts von Ihnen, nichts als die Berechtigung, in der Liebe zu Ihnen fortfahren zu dürfen, nichts als die Hoffnung, daß Sie einst diese Trunkenheit, die mich entzückt, theilen werden, dieses kostbare aller Gefühle, welches macht, daß zwei Herzen harmonisch zusammenklingen, daß zwei Seelen sich in eine ergießen, um einen Hymnus der Liebe zu murmeln!

„O Susanne, wenn Sie nicht auch eben so unempfindlich als schön sind, wenn ein jugendlich warmes Herz in Ihrem reizenden Busen schlägt, so haben Sie Mitleid mit dem Aermsten, der Sie auf seinen Knien um eine Antwort bittet.

„Lassen Sie sich rühren von dieser inständigen Bitte! Verdammen Sie mich nicht zur Verzweiflung, deren Folgen Sie selbst erschrecken würden, denn wenn ich mich von Ihnen zurück-

gewiesen sähe, was hätte ich dann noch zu thun in dieser Welt, die dann nur noch eine Wüste für mich wäre?

„Am äußersten Ende Ihres Gartens, in der Ecke der Mauer welche jene des Hauses trennt, von wo ich Ihnen schreibe werden Sie eine bleierne Kugel sehen, welche an einem Seiden faden aufgehängt ist.

„Wenn Sie die Güte haben, einige Zeilen an diesem Faden zu befestigen, so werden Sie denjenigen, welcher die innigste Liebe im Herzen trägt, auch zum glücklichsten Menschen machen.

„Engel der Schönheit! ich hoffe und harre!"

* * *

Wir sehen auf den Lippen unserer Leser, während sie diese Epistel durchlesen, ein ironisches Lächeln. Nein, sagen sie, von diesem überspannten Pathos, von dieser lächerlichen Phraseologie wird sich nie und nimmer eine Tochter Eva's umgängeln lassen.

Aber ein junges Mädchen kann die Liebesbriefe desjenigen Mannes, den sie lieben wird, oder bereits liebt, nicht mit ihrem Geiste beurtheilen. Die anglimmende Liebe wirft ein Prisma auf alle Dinge, und dieses Prisma ändert die Gestalt und Farbe der Gegenstände. So ist das weibliche Herz gemacht!

Der Brief Armand's schien Susanne ein Meisterwerk zu sein. Sie las ihn und wiederholte ihn zwanzigmal. Und ohne sich endlich Zeit zur Ueberlegung gegeben zu haben, — wohl fühlend, daß sie vielleicht nicht antworten möchte, wenn sie überlegen würde, — griff sie nach einem Blatt Papier, tauchte die Feder in die Tinte und schrieb die folgenden Zeilen:

„Ich hatte Unrecht, mein Herr, o, sehr großes Unrecht, daß ich Ihre Briefe annahm, und bin noch strafwürdiger, weil ich Ihnen antworte, wie ich es eben thue. Sie werden ohne Zweifel übel von mir urtheilen, allein ich habe nicht den Muth, Sie trostlos zu machen, und will lieber sträflich erscheinen, als Ihnen wehe zu thun.

„Sie sagen, daß Sie mich lieben . . . ich will es glauben. Sie ersuchen mich um Gegenliebe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Kann man einen Unbekannten lieben? und Sie sind für mich noch ein Unbekannter; ich weiß ja nichts von Ihnen, nicht einmal ihren Namen. Es ist mir unbewußt, wo Sie mich zum ersten Male sahen. Sie sehen nun, daß es unklug von mir wäre, wenn ich allzu viel an Sie dächte.

„Das Beste wäre es, wie ich glaube, wenn Sie sich nicht mehr mit einem jungen Mädchen befassen würden, welches sicher keine Vorzüge an sich hat, außer denen, die Ihre allzu große Nachsicht an ihr finden mag.

„Da ich indeß durch Zurückweisung Sie zum Aeußersten zu bringen fürchte, wie Sie sagten, so wage ich, es nicht, Ihnen geradewegs zu verbieten, mich anzublicken.

„Wenn Sie durchaus nicht einwilligen, mir nicht mehr zu schreiben, so glaube ich, sollten Sie Ihre Briefe an das Ende des Seidenfadens binden, von dem Sie sprechen, und es nur dann thun, wenn ich allein im Garten bin."

Als Susanne dieses Billet beendet hatte, überlas sie es nicht einmal mehr. Sie faltete es sorgfältig so, daß es ein sehr kleines Format bildete, und verbarg es in ihrer Tasche. Sie ging hinab in den Salon, um sich zu überzeugen, daß Bertha noch nicht zurückgekehrt sei.

Der Commandant Simon und der Capitän der Kaisergarde setzten ihre Unterredung fort und erzählten sich gegenseitig die Annalen der großen Armee. Eine ergötzliche Beschäftigung!

Susanne ging wieder in den Garten und eilte der Hainbuche zu. An besagter Stelle hing die Bleikugel am Ende des Seidenfadens. Sie befestigte mit zitternden Händen ihr Briefchen und gab endlich der Schnur einen leichten Stoß: Faden und Briefchen stiegen sogleich in die Höhe und verschwanden über der Mauerzinne.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

XVII.

Folgen einer Correspondenz.

Am anderen Tage ist auf dem angedeuteten Wege eine neue Botschaft an Susanne gekommen. In diesem Briefe, der nicht weniger lang war als der vorige, den wir aber nicht wiedergeben, weil wir eine zureichende Stylprobe des Herrn d'Augirey geliefert zu haben glauben, hat der junge blasse Mann — nachdem er dem Engel, der seiner Seele den Horizont der Zukunft aufgeschlossen, leidenschaftlichen Dank gesagt — auf die Fragen Susannens geantwortet.

Wahrheit und Dichtung theilten sich in seine Antworten. Armand gab seinen Namen, sein Vermögen, seine Stellung in der Welt an. Er erwähnte jenes Abends im Théâtre historique und des Eindrucks, den Susannens Blick auf ihn hervorgebracht. Er behauptete, daß er selbst beim Weggehen aus dem Schauspielhause dem Commandanten und seinen zwei Töchtern nachgegangen sei. Dann fiel er wieder in endlose Perioden bezüglich der Flamme, die sein Herz entbrannt hat. Als nun Susanne erfuhr, daß sie von einem Edelmanne, von einem reichen Manne, von einem König der Mode und Eleganz geliebt werde, so empfand sie eine ungemeine Freude und Alles, was in ihr Stolz oder vielmehr Eitelkeit war, hüpfte über das Maß vor Lust und Entzücken.

Es sollte sich also vor ihr jene magische Zukunft eröffnen, die sie bisher nur in ihren Lieblingsbüchern gesehen hatte. Sie, die kleine Bürgerliche, wie Bertha sagte, sie, die bescheidene Tochter des alten Commandanten, sie sollte also durch die Macht ihrer bezaubernden Schönheit einen Platz im ersten Range einnehmen! Sie sollte eine große Dame werden! Sie sollte Pferde, Kutschen und bordirte Kammerdiener erhalten, und an den Kutschenschlägen ihres Coupés stolze Wappen und darüber eine Baronenkrone!

Ihre Ehe mit Armand würde ihr das Alles verschaffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und wem hätte sie diese Ehe zu danken? sich allein! Sieh, dahin führte sie das, was ihre Schwester ohne Zweifel Leichtsinn, Inconsequenz nennen würde.

Und während sie Baronin würde, käme Bertha trotz ihrer Eingezogenheit, ihres Nachdenkens, ihrer Weisheit und seltenen Klugheit vielleicht dahin, daß sie einen kleinen armen Beamten mit achtzehnhundert Francs oder höchstens hundert Louisd'or heiratet.

Wir haben das Wort Ehe ausgesprochen.

Unsere Leser müssen Susanne wirklich keiner Verderbtheit zeihen; sie war noch nicht verderbt; sie war nur unüberlegt, unbesonnen und ohne feste Grundsätze. Der Gedanke aber, bloß Armand's Geliebte zu werden, kam ihr nicht in den Kopf. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß eine Heirat diesen ganzen schönen Liebeshandel krönen werde. Sie wollte den Roman bis in seine letzten Capitel ausdehnen. Sie nährte die festeste Ueberzeugung, daß diese Schritte zur bürgerlichen und kirchlichen Einsegnung führen werden. Demzufolge ging sie auch mit sinnloser Kühnheit vorwärts und ahnte den Abgrund nicht, dem sie sich geradewegs mit jedem Schritte näherte.

Armand hatte als Mann und Lebemann den Gang der Dinge viel klarer durchblickt. Er nützte seine Vortheile mit einer gewissen Gewandtheit und je nachdem, als seine Partie sich immer günstiger gestaltete, hielt er sein Spiel derart fest, daß er nicht nur keinen Zoll breit von dem eroberten Terrain verlor, sondern immer neues gewann.

An dem Abende, als sich das junge Mädchen dem Ende der Buchenallee verstohlen näherte, um zu sehen, ob ein Briefchen am Seidenfaden hänge, hörte sie eine absichtlich gedämpft Stimme, die vom Himmel zu kommen schien.

„Susanne!" murmelte diese Stimme.

Das junge Mädchen war nahe daran, einen Schrei der Ueberraschung und beinahe des Schreckens auszustoßen. Sie hielt aber an sich und erhob die Augen, um zu sehen, woher denn diese Stimme kam. Sie bemerkte zwischen den Blättern Armand's Antlitz, der über die Mauer gestiegen war. Den

ganzen Tag hatte der junge Mann seine Strickleiter in Bereitschaft, indem er sie an dem dicken Aste eines Baumes befestigte, der nach seiner Seite hin die Zwischenmauer berührte. Auf diese Weise hatte er sich die Möglichkeit verschafft, ganz bequem mit Susannen zu plaudern.

Es läßt sich erachten, daß die jungen Leute lange Zeit diese Gelegenheit nützten, ihre Gedanken auszutauschen, und das Wort an die Stelle der Schrift zu setzen. Die Zusammenkünfte während der zwei oder drei folgenden Tage wurden so häufig, daß Bertha endlich bemerkte, ihre Schwester verlasse beinahe nicht mehr den Garten, und sie nahm gegen ihre Gewohnheit oft nicht einmal ein Buch, wenn sie sich dahin begab.

Bertha wußte es recht gut, daß Susanne nur wenig Gefallen fand an ländlichen Freuden und für die Blumen im Garten kaum eine so lebhafte und plötzliche Neigung gefaßt haben könne. Sie überwachte sie deßhalb auf daß Sorgsamste.

Allein sie entdeckte nichts, denn Susanne bemerkte gleich anfangs, daß sie beobachtet werde und vereitelte geschickt die Bemühungen ihre Schwester.

Während des Verlaufes von zehn Tagen hatte der Commandant Simon seine Töchter zwei- oder dreimal in das Theater geführt. Armand, von Susanne benachrichtigt, fand sich jedesmal in demselben Theater ein. Den ganzen Abend hindurch wechselten er und Susanne Blicke und Lächeln. Nach dem Theater hatte Susanne das Vergnügen, zu sehen, wie Derjenige, den sie liebte, in einen prachtvollen Wagen stieg, der mit kostbaren englischen Pferden bespannt war. Und sie sagte sich leise, sie würde alsbald neben ihm in dieser glänzenden Equipage sitzen.

* * *

Armand war ungefähr schon vierzehn Tage der Miether des kleinen Hauses in Belleville. Es wiederholten sich täglich die Zusammenkünfte, von denen wir gesprochen haben . . . Zusammenkünfte, welche für Susanne immer gefährlicher wurden,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

obschon sie materiell ganz unschuldig waren, da eine zehn bis zwölf Fuß hohe Mauer zwischen den beiden Liebenden stand.

Armand, der vollkommen überzeugt war, daß er Susannen den Kopf verrückt habe, fand nun, daß sich die Sache unangenehm in die Länge ziehe. Er sah mit Aerger, daß die Lage der Dinge in statu quo zu bleiben drohe.

Susanne liebte ihn oder, was auf Eins ausging, sie überredete sich, daß sie ihn liebe. Das war viel, aber nicht genug.

Armand hatte es nicht bloß auf das Herz des jungen Mädchens abgesehen . . . er wollte sie ganz besitzen, und nachdem er im Anfang so rasch und glücklich vorgegangen, sah er sich jetzt von neuen Hindernissen aufgehalten und wußte nicht recht, was er thun sollte.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Der Commandant Simon, dessen erste Erziehung in Bezug auf gute Gesellschaft sehr vernachlässigt worden war, und der in der Folge niemals Gelegenheit gehabt hatte, andere Gewohnheiten anzunehmen, ließ es ungehindert geschehen, daß sich seine Magd mit ihm auf einen sehr vertrauten Fuß setzte.

So hatte sich die gute dicke Normännin Mariolle, welche, wie wir wissen, die Functionen einer Köchin und eines Stubenmädchens versah, während der Mahlzeit oft, in der einen Hand die Serviette, in der anderen das Handtuch, — in die Unterhaltung gemischt und ohne Art und Zwang, wie es ihr einfiel, dareingeredet.

Der Commandant belachte oft die originelle Naivetät und die eigenthümliche Sprache dieses braven Mädchens. Diese Familiarität war Bertha ganz gleichgiltig. Susanne aber stieß sich daran, allein sie zeigte das Mißfallen nicht, welches ihr dieses wenig passende bürgerliche Benehmen mit vollem Rechte verursachte.

Nun wissen wir, daß die Sympathien Susannens gar nicht für das Bürgerliche waren, zumal seit sie sehr ernst von dem Baronstitel und dem Kutschenwappen träumte.

Eines Morgens also, nachdem Mariolle das Frühstück auf den Tisch gesetzt hatte, blieb sie, anstatt in die Küche zurückzukehren, im Speisesaal, ging ohne ersichtliche Ursache hin und her und dachte sicher darüber nach, auf welche sinnreiche Weise sie sich in das Gespräch mengen könnte.

Ihr gutmüthiges breites Gesicht drückte unendliche Selbstzufriedenheit aus, wie sie Jemand empfindet, der eine wichtige Neuigkeit weiß und sich anschickt, dieselbe gut aufgelegten Zuhörern zu erzählen.

Der Commandant Simon bemerkte endlich diesen Ausdruck. Er legte auf seinen Teller den Löffel nieder, mit dem er seine Töchter bedient hatte, und sagte:

„Nun, Mariolle, sag' an, was gibt es Neues? . . . ist das Brot theurer geworden? . . . sind diese Nacht ein paar Häuser in Belleville abgebrannt?"

XVIII.

Mariollens Erzählung.

Anstatt auf die Frage des Herrn Simon zu antworten, stemmte Mariolle ihre dicken Hände in die starken Hüften und sagte:

„Herr Commandant, ist ein Falschmünzer ein Dieb?"

„Na freilich! er macht ja anstatt guter Hundert-Sous-Stücke in Silber schlechte Fünf-Francs-Thaler aus Blei . . ."

„Nicht das wollte ich wissen, Herr Commandant!"

„Was denn?"

„Ob die Falschmünzer auch in Häuser kommen, um da zu rauben?"

„Ich weiß nicht genau, ob sie das thun, doch halte ich sie dessen fähig . . . wenigstens die meisten von ihnen. — Wer auf die eine Weise stiehlt, kann es auch auf die andere Weise thun . . . Alle Schurken reichen einander die Hand."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ah gut!" rief Mariolle, „wenn das so ist, so werde ich jetzt recht hübsch auf Alles wohl Achtung geben und Abends die Thüren zuschließen, die Fensterläden verrammeln und den Garten untersuchen in allen seinen Winkeln und Nebenwinkeln!"

Bertha und Susanne konnten nicht umhin, über die Ereiferung der Normännin zu lachen. Der Commandant fragte sie:

„He, Mariolle, wirst Du närrisch?"

„Ich! Herr, mein Gott! o, nein . . . nein!"

„Es sieht aber gerade so aus."

„Ah, weßhalb denn, Herr Commandant?"

„Du sprichst von Dieben, von Falschmünzern, vom Zusperren der Thüren und Fenster . . . Du bist sicher nicht ganz bei gesunden Sinnen."

„Ei ja wohl . . . ja doch, ja!"

„So erkläre Dich: hat man uns bestohlen?"

„Noch nicht, der Herrgott sei gelobt dafür! . . . Aber sicherlich, wenn man nicht gut Achtung gibt . . . wird es bald geschehen."

„Aber warum denn? sag' an."

„Kennen der Herr Commandant und diese Fräuleins die Wittib Mathurel?"

„Ich glaube, das ist die Gemüsehändlerin uns gegenüber," versetzte Bertha.

„Ganz richtig, Fräulein!"

„Nun?" fragte Simon.

„Nun, von ihr habe ich die Sache her . . . Eine brave Frau, bei der ich unser Gemüse kaufe . . . sie hat mir das Geheimniß anvertraut."

„Welches Geheimniß?"

„Hm! ich kann's nicht gut erzählen, Herr Commandant, . . . aber ich will reden wie ichs verstehe. Also der Falschmünzer wohnt nebenan, in dem kleinen Hause, das an unsres stößt, das zu vermiethen war . . ."

Als Susanne diese Worte hörte, machte sie eine rasche Bewegung, welche sie aber schnell wieder zu unterdrücken suchte. Allein diese Bewegung war Bertha nicht entgangen und sie

fing an, ihre Schwester verstohlen mit tiefer Aufmerksamkeit zu beobachten.

Mariolle begann wieder:

„Die Wittib Mathurel hat diesen Falschmünzer gesehen und sogar mit ihm gesprochen . . . er scheint ein recht hübscher Junge zu sein, mit einem Bart, groß und schwarz, und einem Schnurrbart, aber bleich im Gesicht und sieht wahrhaftig ganz aus wie ein Spitzbube. Es scheint, er hat Erkundigungen verlangt von der Wittib Mathurel, bevor er das Haus gemiethet und ist sehr besorgt gewesen, man möge ihn hämmern hören von der Straße aus und in Ihrem Hause . . . Die Wittib Mathurel, die so ihre Idee gehabt, hat ihm geantwortet: „Nein!" Sie begreifen wohl, es ist bequem, ihn da bei der Hand zu haben, wenn man ihn von der Gendarmerie will ergreifen lassen . . . Er hat das Haus gemiethet vom Vater Trinquart, dem Schuster, den der Eigenthümer, Herr Mirontaine, damit beauftragt hat und er hat sogar eine große Summe in Gold bezahlt . . ."

„Im falschen Gold?" fragte der Commandant.

„O, bei Leibe nicht!" entgegnete Mariolle, „der Spitzbube kennt nur zu gut sein Geschäft, als daß er mit solchen Streichen anfangen sollte . . . es war meiner Treu gutes Gold. Es scheint, daß er am folgenden Tage mit einem großen Fiaker voll Geräthschaften gekommen ist und daß sogar vier Commissäre, die dem Fiaker folgten, befrachtet gewesen sind, Alles das in's Haus zu tragen, was er zu seiner Falschmünzerei braucht . . . und stellen Sie sich vor . . . Niemand weiß weder was er thut, noch wie er lebt, noch sonst etwas . . . er bleibt fast gar nicht im Hause . . . er geht und kommt . . . er schläft anderswo, sicher aus Furcht, eingekerkert zu werden . . . er kommt gegen zwei oder drei Uhr, kurz, er hat so ganz die Gewohnheiten eines leibhaften Missethäters . . . . Aber das ist noch nicht Alles . . . . es scheint, daß am anderen Tage Vater Trinquart zu Herrn Mirontaine gegangen ist, der in einem anderen Hause wohnt in der Straße Fossés-du-Temple . . . denn er hat überall Häuser der Herr Mirontaine . . . er hat den jungen Mann gesehen, als er

fortging, wie er eben ausstieg aus einem prächtigen Cabriolet bei der Canalbrücke, und das Cabriolet war mit vier Pferden bespannt, wie der Wagen des Königs — ein Beweis, daß der Spitzbube sich verbirgt, weil er sein Gefährt nicht nach Belleville bringt — aber die Mutter Mathurel überwacht ihn, und wird ihn sicherlich dieser Tage anzeigen bei dem Polizeicommissär, der ihn dann schon wird festnehmen lassen."

„Und ist das Alles?" fragte Herr Simon.

„Aber, Blitz! das scheint mir doch genug zu sein; man wagt nichts, wenn man auf seiner Hut ist."

Der Commandant zuckte die Achseln.

„Meine arme Mariolle," sagte er, „Du und Deine Gemüsehändlerin, ihr seid beide Närrinnen."

„Ah, das wäre!"

„Ja, zwei Närrinnen! sie, indem sie Albernheiten erfindet, die keinen Schatten von gesundem Sinne haben; Du, indem Du sie wiederholst, ohne zu wissen, was Du sagst."

„Aber, Herr Commandant, mit diesem jungen Manne da scheint es mir doch nicht recht natürlich . . ."

„Ach, höre auf! die Sache ist klar wie der Tag! Dieser junge Mann ist wahrscheinlich einer jener reichen und blasirten Subjecte, denen ihre großen Damen, ihre Schauspielerinnen und gewöhnlichen Schönen nicht mehr genügen, und er kommt incognito hieher, weil er einen Liebeshandel mit einem armen Mädchen in Belleville anspinnt, dafür möchte ich meine Hand in's Feuer stecken!"

„Meiner Treu!" versetzte Mariolle, „das mag just so sein, und weil Sie es sagen, Herr Commandant, so glaube ich es, da Sie doch mehr Verständniß besitzen thun, als die Wittib Mathurel."

Bertha hatte sich's, wir wiederholen es, zur Aufgabe gemacht, Susanne mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Während der vorausgehenden Erzählung war diese Letztere auf ihrer Hut, und gab sorgsam auf sich Acht. Als sie aber die letzten Worte ihres Vaters hörte, deren derber und richtiger Sinn den Nagel so gut auf den Kopf getroffen hat, konnte das junge Mädchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich trotz aller Anstrengung nicht erwehren, abwechselnd roth und wieder blaß zu werden.

Diese Symptome der inneren Unruhe waren für Bertha ein Licht. Alles, was ihr seit einiger Zeit in dem Benehmen Susannens dunkel und unbegreiflich war, hatte sich ihr plötzlich aufgeklärt. Sie sagte bei sich: ihre Schwester habe sich ganz sicher einer thörichten Liebelei hingegeben.

Bertha war nur um ein Jahr älter als Susanne, allein sie hatte sich's zum Gesetze gemacht, gewissermaßen wie eine Mutter über eine junge Tochter zu wachen, da sie wohl wußte, welchen Gefahren sie der abenteuerliche Leichtsinn ihres Charakters und die romanhafte Ueberspanntheit ihrer Ideen aussetzte. Als nun der Commandant Simon zur gewöhnlichen Stunde ausgegangen war, sagte sie zu Susannen:

„Meine Liebe, willst Du, daß wir in unser Zimmer hinaufgehen?"

„Jetzt?"

„Ja."

„Und was dort thun?"

„Ich möchte plaudern mit Dir."

„Können wir denn nicht im Salon oder im Garten reden?"

„Nein."

„Nun, ich will aber Luft schöpfen; plaudern wir später."

„Das muß gleich geschehen."

„Ah bah! Hast Du mir denn etwas so Wichtiges zu sagen?"

„Ja, etwas sehr Wichtiges, meine Liebe."

„Und das duldet keinen Aufschub?" fragte Susanne mit jenem ironischen Tone, in dem sie gewöhnlich mit ihrer Schwester sprach.

„Keinen, wenn Du nicht willst, daß ich Dir vor unserem Vater sage, was ich Dir gern hätte allein sagen mögen."

Diese Worte erweckten einen raschen Argwohn im Herzen Susannens.

„Sollte Bertha etwas wissen?" fragte sie sich.

Dann fügte sie laut mit trockener, doch etwas zitternder Stimme hinzu: „Nun denn, weil Du so sehr darauf bestehst, so gehen wir hinauf."

„Meine liebe Schwester," sagte Bertha zu ihr, nachdem sie die Zimmerthüre geschlossen hatte, „ich habe Dir vor einigen Tagen, Abends, gesagt, daß Du mir viele Sorge machst, daß Du mir ein Geheimniß verbirgst, daß ich Unglück ahne . . ."

„Nun," unterbrach sie Susanne, „dieses Unglück ist nicht eingetroffen, so viel ich weiß . . ."

„O doch, meine Schwester, es ist eingetroffen."

„Dann kenne ich es nicht."

„Du kennst es."

„Willst Du mir ein Räthsel zum Rathen aufgeben?"

„Susanne, scherze nicht so, ich bin in diesem Augenblick ernster als je, ich bin trostlos und Du siehst, wie meine Thränen fließen."

„Wenn Du mir sagst warum, so werde ich Dich wahrscheinlich bedauern."

„Susanne, ich weiß Alles."

„Alles? Was?"

„Die Ursache Deiner plötzlichen Traurigkeit und übermäßigen Freude, die Ursache der Veränderung in Deinem Charakter und in Deinem Herzen . . . ich kenne Deine Narrheit, welche, wie ich hoffe, noch nicht strafwürdig ist, und ich will Dich aufhalten am Abhange des Abgrundes, in den Du ohne mich stürzen würdest!"

XIX.

Die zwei Briefchen.

„Schön, schön, schön!" fiel Susanne ein. „Das ist so gut geschrieben, wie eine Tirade des Herren von Ennery; allein bis jetzt liegt wenig Sinn darin; kürze also ein wenig ab, ich bitte Dich, und komme zur Sache."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich bin schon bei der Sache!"

„Welch' ein Glück!"

„Du hast diesen Morgen, wie ich, gehört, was Mariolle erzählt hat."

„Ich habe gehört, aber nicht darauf geachtet; diese dummen Geschwätze der Gemüsehändlerin und der Magd interessiren mich zu wenig."

„Vielleicht wußtest Du mehr davon als dieses arme Mädchen . . ."

„Mehr? wie so?"

„Dieser junge Mann, unser Nachbar . . ."

„Ah, der Falschmünzer. Nun?"

„Du kennst ihn."

„Ich?"

„Du kennst ihn, meine Schwester!"

„Welche Idee!"

„Es ist keine Idee, es ist Gewißheit; dieser junge Mann ist Deinetwegen hieher gekommen, er sucht Dich zu verführen und vielleicht liebst Du ihn schon . . ."

Susanne wurde sehr blaß.

„Ha doch, mein Fräulein Schwester!" rief sie ein Weilchen darauf, „weißt Du wohl, daß mich das ermüdet und ärgert? Mit welchem Rechte machst Du so alberne Voraussetzungen? Mit welchem Rechte spionirst Du mein Verhalten und meine Gedanken aus?"

Bertha nahm nicht all' das Beleidigende, das in den Ausdrücken Susannens lag, übel auf. Vielleicht fühlte sie sich nicht einmal verletzt.

„Mein Kind, mein armes Kind!" antwortete sie, „dieses Recht gibt mir meine innge Schwesterliebe, ich will Dich trotz Deines Widerstrebens retten und werde alle Mittel in Anwendung bringen, um dahin zu gelangen."

„Ist das eine Drohung?"

„Es ist eine Warnung, weiter nichts."

„Und was für Mittel willst Du in Bewegung setzen, wenn ich fragen darf?"

„Für's Erste: meine Rathschläge."

„Ich will keine."

„Meine Bitten."

„Ich weise sie zurück."

„Meine Thränen."

„Sie rühren mich nicht."

„Nun denn, wenn Du mich zwingst, so werde ich es unserem Vater sagen, was vorgeht."

„Du wolltest das thun?" rief Susanne; „Du wolltest das thun, meine Schwester?"

„Ich werde es thun."

„Aber es ist garstig, mit dem Spioniren das Angeben zu verbinden, und Du sagst, daß Du mich liebst — Ach, Du schlimmes Mädchen! Du böse Schwester!"

„Weder das Eine noch das Andere, mein Kind," antwortete Bertha mit scheinbarer Ruhe, obwohl sie fühlte, daß ihr Herz anschwoll und das Schluchzen aus der Brust zu ihren Lippen empordrang; „ich bin weder ein schlimmes Mädchen, noch eine böse Schwester. Allein ich wiederhole Dir, ich will Dich retten um jeden Preis — vielleicht wirst Du dem Vater das Recht, Dich zu überwachen, nicht streitig machen."

„Nun denn, so rede, weil Du willst! Häufe Lügen und Verleumdungen! Mein Vater liebt mich und wird Dir nicht glauben."

„Er wird mir glauben, denn ich werde Dich keiner Schuld, sondern einer Unbesonnenheit anklagen. — Ueberdies ist es um so besser, wenn er mehr sieht als ich, und sieht, daß ich mich getäuscht habe. Er muß aber auf der Hut sein und bereit, sich zwischen seine Tochter und deren Verführer zu stellen."

Susanne sah ein, daß Bertha's Entschluß unbeugsam wäre, wenn sie nicht selbst wenigstens scheinbar den Willen zeigte, deren Rathschläge anzunehmen und sich von ihr leiten zu lassen. Sie hätte es ja um nichts in der Welt geschehen lassen, daß der Commandant von ihrer Liebe zu Armand in Kenntniß gesetzt wurde. Sie entschloß sich daher, ihre Schwester durch eine heuchlerische und geschickt berechnete Nachgiebigkeit zu

täuschen. Auch brachte sie diesen Entschluß sogleich in Ausführung. Für's Erste gewann sie Bertha's Zutrauen durch ein angebliches Bekenntniß. Sie erzählte ihr, daß sie wirklich seit einigen Tagen einen jungen, schönen Mann am Fenster des Nachbarhauses gesehen habe. Sie leugnete nicht, daß sie der Meinung sei, dieser junge Mann wäre ihretwegen hieher gekommen. Sie gestand sogar, daß er auf ihr Herz einen ziemlich lebhaften Eindruck gemacht habe. Allein sie sprach weder von der Correspondenz, welche zwischen ihnen stattfand, noch von ihren täglichen Unterredungen in der Ecke der Buchenallee.

Bertha zweifelte nicht an der vollständigen Aufrichtigkeit ihrer Schwester. Sie dachte bei sich: das Uebel sei geringer, als sie anfangs vermuthet hatte. Es konnte nichts Ernstlicheres in der Empfindung liegen, welche jener Unbekannte Susannen eingeflößt hatte. — Es war höchstens ein unbestimmter Traum eines romanhaften Herzens, oder richtiger einer ausschweifenden Einbildungskraft.

Bertha bat ihre Schwester inständig, besonnen zu sein und die gefährlichen Thorheiten aus ihrem Geiste zu verbannen. Sie beschwor sie, diesen Liebeshandel kurz abzubrechen und sich nicht mehr im Garten zu zeigen, denn dadurch würde sie den jungen unbekannten Mann recht bald entmuthigen.

Susanne weinte zum Schein sehr heftig und versprach zuletzt Alles, was ihr Bertha an's Herz gelegt hatte. Was konnte sie auch in der That riskiren?

Bertha umarmte sie tief gerührt und sagte:

„Meine Schwester ist mir wiedergegeben!"

Eine Stunde darnach lief Susanne in den Hintergrund der Gartens und befestigte am Ende des Seidenfadens ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Lieber Armand!

„Alles ist in Gefahr — man vermuthet, daß wir uns lieben — mein Vater weiß nichts, aber eine andere Person hat Alles errathen. — Sie werden mich drei oder vier Tage nicht sehen — denn ich muß die Klugheit verdoppeln, um den Ver-

dacht abzuwenden. Ich werde es so einrichten, daß ich an einem dieser Abende ungestört mit Ihnen reden kann, und werde es Ihnen durch ein Briefchen mittheilen. — Ich leide mehr als Sie unter diesem Zwange. Denken Sie an mich, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe." —

* * *

Drei Tage waren verflossen. Während dieser drei Tage ließ Susanne nichts außer Acht, Bertha das unbedingteste Vertrauen einzuflößen. Sie trug Sorge, von ihrer Schwester so zu sagen nicht zu lassen.

Am ersten Tage schien sie traurig und verstimmt. Am zweiten Tage stellte sie sich, als ob sie sich beherrschte und muthig gegen ihre Gemüthsstimmung ankämpfte. Am dritten Tage schien sie gesiegt zu haben und zeigte eine so offene Freude, daß sich Bertha Glück wünschte mit einer Cur, welche sie für vollständig hielt.

Um aber die Vorsicht zu vermehren, nicht gegen Susanne, sondern gegen den jungen Mann, der vielleicht seiner Verfolgung noch nicht ganz entsagt hatte, hielt es Bertha für gut, ihre Schwester einige Tage hindurch von Belleville zu entfernen.

Der Commandant Simon hatte eine Cousine, welche in der Nähe von Versailles verheiratet war und mit ihrer Familie ein kleines Eigenthum bewohnte, das halb Pachthof und halb Villa war. So oft diese Verwandte nach Paris kam, das heißt, zwei- oder dreimal im Jahre, unterließ sie es nie, nach Belleville zu kommen und den alten Offizier inständig zu bitten, daß er mit seinen Töchtern einige Tage bei ihr zubringen möchte.

Der Commandant versprach es immer, hielt aber niemals Wort. Kurz, der Besuch war immer noch zu machen.

Am Abend des dritten Tages brachte Bertha das Gespräch auf diesen Gegenstand und zeigte das lebhafteste Verlangen, eine Woche auf dem Lande zu verleben.

Nichts in der Welt konnte in diesem Augenblick Susannen widerwärtiger kommen. In der besonderen Lage aber, in der

sie sich ihrer Schwester gegenüber befand, wagte sie es nicht, sich diesem Vorhaben zu widersetzen.

Der Commandant, welcher überzeugt war, daß es seinen zwei Töchtern angenehm sei, willigte ein, und bestimmte die Abreise für den übermorgigen Tag.

Susanne hatte noch einen Tag vor sich. Sie begab sich unter irgend einem Vorwande in ihr Zimmer und schrieb die folgenden Zeilen:

„Kommen Sie morgen Abends um neun Uhr an die Ecke des Gartens. Warten Sie bis zu meiner Ankunft."

Ehe sie in den Salon zurückkehrte, befestigte sie das Billet wieder an das Ende des Seidenfadens. Sicher ihres Rendezvous für den folgenden Tag — denn sie war entschlossen, Alles zu wagen und nicht abzureisen, ohne Armand gesehen zu haben — faßte sie Muth gegen ihr böses Geschick, und als sie mit Bertha wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, sprach sie von der beabsichtigten Reise mit der Versicherung wahrhafter Freude und beschäftigte sich mit tausend Kleinigkeiten mit einer Freiheit des Geistes und einer Heiterkeit der Miene, die nicht er mangelt hätten, den Argwohn ihrer Schwester zu zerstreuen, wenn sie anders noch welchen gehegt haben würde.

XX.

Die Kranke.

Um wahr zu sein, werden gewisse Wahrheiten Gemeinplätze, die man nicht mehr zu wiederholen wagt.

Was hat man nicht bezüglich großer Ereignisse gesagt, die aus kleinen Ursachen entstanden sind?

Bisweilen sind die menschlichen Geschicke so wunderlichen Einflüssen unterworfen, daß man an ein Verhängniß glauben möchte. — Bisweilen beliebt es dem Zufall — diesem blinden und närrischen Gott — blinder und närrischer noch als die Liebesgöttin — die Rolle eines Windstoßes zu spielen, der

sich plötzlich an einem ruhigen Himmel entfesselt und einen verlorenen Kahn an einen Felsen schleudert und zerschmettert.

Man vernehme nun, auf welche Art sich das Verhängniß in die Existenz Susannens gemengt habe. Man sehe, welch' ein Windstoß die zerbrechliche Barke des jungen Mädchens an der Klippe zertrümmert hat.

Am folgenden Morgen wollte Bertha um die gewöhnliche Stunde ihr Bett verlassen. Es war ihr aber auf einmal, als wären ihre Glieder gelähmt nnd versagten ihr den Dienst. Zugleich empfand sie eine seltsame Uebelkeit. Bald durchrieselte eine Todeskälte ihre Adern, bald troff wieder ein brennender Schweiß von ihrer Stirne.

„Mein Gott!" fragte sich Bertha mit einem Anfluge von Besorgniß, „mein Gott! was habe ich denn? was geht in mir vor?"

Und da sie auf diese Fragen selbst nicht antworten konnte, so rief sie ihrer Schwester mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme.

Susanne war spät erst eingeschlummert, und schlief deßhalb noch fest. Sie erwachte aber, als sie Bertha's Stimme hörte, und richtete sich im Bette auf, wandte ihre schönen, noch kaum geöffneten Augen nach Bertha hinüber und fragte:

„Was willst Du denn?"

Bertha antwortete nicht. Eine Ohnmacht hatte sich ihrer bemächtigt und ihr Kopf sank blaß und bewußtlos auf den Polster zurück.

„Nun," wiederholte Susanne, „nun, was willst Du denn?"

Bertha blieb still, oder vielmehr sie antwortete nur durch ein dumpfes Seufzen.

Susanne rieb sich den Schlaf aus den Augen, und bemerkte nun die seltsame Bläße ihrer Schwester. Das machte sie unruhig, sie sprang aus ihrem Bette und kniete sich neben jenem Bertha's nieder. Sie faßte sie bei der Hand und fand sie trocken und brennend, sie hörte ihren keuchenden und abstoßenden Athemzug. Ihre Besorgniß verwandelte sich in Schrecken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Bertha!" rief sie, „Bertha! meine Schwester! antworte mir, was ist Dir denn? warum diese Bläße? Bist Du leidend?"

Die Ohnmacht des jungen Mädchens erreichte ihr Ende. Sie konnte sich wieder erheben und sagte mit schwacher Stimme:

„Ja, ich bin leidend."

„Aber was ist Dir denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Hast Du Fieber?"

„Ich glaube, ja."

„Warum hast Du mich in der Nacht nicht geweckt?"

„Ich war in der Nacht nicht leidend."

„Also erst seit Kurzem?"

„Ja."

„Vielleicht hat es nichts zu bedeuten."

„Vielleicht . . . ich hoffe . . . ich glaube."

Aber eine neue Krisis strafte wieder im Augenblicke die Worte des jungen Mädchens Lügen und vereitelte ihre und ihrer Schwester Hoffnung. Es stieg ihr das Blut heiß vom Herzen gegen die Stirn. Ihre Wangen bedeckte eine glühende Röthe. Die Adern ihrer Stirne schwollen an zum Bersten und die Augen nahmen jenen übernatürlichen Glanz an, den Fieber oder Wahnsinn allein verursachen können. Zu gleicher Zeit öffneten sich ihre Lippen halb und sie stammelte, aber peinlich und mit Anstrengung:

„O, ich bin leidend, so leidend, als ob ich sterben sollte . . . meine Schwester! mein Vater! zu Hilfe! rettet mich! . . ."

Diese Worte schienen sie zu erschöpfen. Sie sank wieder zurück und blieb unbeweglich, während die Purpurfarbe, welche ihr Stirn und Wangen bedeckte, noch dunkler wurde und der eigenthümliche Glanz ihrer starren Augen sich erhöhte. Nun kannte der Schrecken Susanne's keine Grenzen mehr. Sie zog schnell einige Kleidungsstücke an, die ersten, welche ihr unter die Hand kamen, stürzte hinaus zur Stiege und rief aus allen Kräften:

„Zu Hilfe! zu Hilfe! meine Schwester ist krank, sehr krank!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man erräth wohl, welche schreckliche Wirkung diese Unheil verkündenden Worte hervorgebracht haben. Der Commandant Simon und Mariolle, Eines so blaß und verwirrt wie das Andere, stürzten zu gleicher Zeit in das Zimmer des jungen Mädchens.

Bertha schien den alten Vater nicht zu gewahren. Der alte Soldat, schluchzend vor Schmerz und Schrecken, sank neben dem Bette seiner älteren Tochter auf die Knie und nahm ihre brennenden Hände in seine zitternde Hand.

„In des Himmels Namen!" stammelte er, „was ist denn meinem Kinde zugestoßen? Gestern Abends verließ ich sie lachend und frohmüthig, und wie finde ich sie heute Morgens wieder!"

Auf diese Fragen konnte Susanne nicht antworten und antwortete auch wirklich nur mit Thränen. Der Commandant begann wieder:

„Was aber ist in dieser Nacht geschehen?"

„Nichts, mein Vater, ich habe geschlafen, auch Bertha schlief, wie ich glaube; erst diesen Morgen, ja, vor einer Weile hat sie mich gerufen, sie war ganz blaß, sie sagte mir, daß sie leidend sei und eine brennende Empfindung habe, dann sank sie wieder zurück und rief um Hilfe, da bin ich denn hinausgeeilt und habe gleichfalls um Hilfe gerufen."

Dieser einfachen Erzählung ließ sich nichts hinzufügen. Herr Simon verstand sie. Der alte Soldat hatte auf dem Schlachtfelde den Tod gegen sich wie gegen Andere nur zu oft nahe gesehen, als daß er nicht sogleich wieder im Angesichte der Gefahr Kaltblütigkeit gewonnen hätte. Er gebot seinem Schrecken Ruhe, seiner Gemüthserschütterung Aufhören. Seine Augen blieben feucht, doch seine Stirn wurde wieder ruhig und sein Herz, das eben von einer grausamen Angst zerrissen worden, schlug nicht schneller als gewöhnlich in seiner vernarbten Brust.

Susanne und Mariolle rangen seufzend die Hände.

„Stille," sagte er zu ihnen, „stille! seht ihr denn nicht, wenn euch Bertha hörte, so könnte ihr ein solcher Ausdruck eures Schmerzes tödtlichen Schrecken verursachen."

Hierauf befahl er Mariolle zum nächsten Arzte zu eilen und ihn auf der Stelle herzuführen. Das gute Mädchen stürzte eilig aus dem Hause.

Während ihrer Abwesenheit blieb der Commandant Simon unbeweglich neben dem jungfräulichen Bette stehen und blickte starr auf dieses reizende Antlitz, von welchem der Schweiß in dicken Tropfen rann.

Susanne kniete am Fuße des Bettes nieder, verhüllte ihren Kopf mit der Decke und suchte ihr Schluchzen an sich zu halten und zu ersticken; allein sie brachte es höchstens dahin, daß man es nicht hörte.

Lassen wir dem jungen Mädchen Recht widerfahren. In diesem Augenblicke war ihre ganze Liebe zu ihrer Schwester wieder erwacht und lebhafter als jemals. Sie wollte an ihrer Statt leiden und sterben. Der Gedanke an ihre thörichte Liebe zu Armand war ihrem Herzen jetzt fern; sie dachte kaum daran, sich zu sagen, daß die plötzliche Erkrankung Bertha's ihr Rendezvous des Abends erleichtern und die Reise auf das Land, von der sie sich bedroht sah, auf das Unbestimmte hinausschieben würde.

Endlich kam der Arzt an. Er hielt mit der Kranken eine lange Untersuchung und suchte durch Fragen die Grundursache dieses plötzlichen Uebels zu erforschen. Er fragte Bertha, ob sie neuerlich einen heftigen Verdruß gehabt? ob sie eine sehr lebhafte Besorgniß empfunden? ob sie sich einer ungewohnten Gemüthsbewegung hingegeben?

Susanne neigte den Kopf und schwieg. Der Commandant antwortete, es habe kein Verdruß, keine Besorgniß, keine Gemüthsbewegung die Seele und Ruhe seiner Tochter getrübt.

„Ihr Leben von gestern," fuhr er fort, „war so wie alle Tage . . . ein Leben, welches ich Bertha wie Susanne so leicht und angenehm wie möglich zu machen suche und wobei sich die Kinder glücklich fühlen."

Auf Grundlage dieser Versicherungen sah sich der Arzt genöthigt, den Anfall einer Krankheit, deren Ursache ihm unbekannt war, einer ganz natürlichen Krisis zuzuschreiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Es ist ein heftiges, nervöses Fieber," sagte er; „vielleicht stellt sich den Tag über Delirium ein, aber bis jetzt hat es nicht Gefahr."

„Wird sie also eintreten?" fragte der Commandant mit bewegter, zitternder Stimme.

„Ich hoffe: nein! . . . ich glaube sogar dafür stehen zu können, vorausgesetzt, daß die Kranke durch nichts gestört und beunruhigt werde. Eine absolute Ruhe des Körpers und Geistes ist in diesem Falle das erste und beste aller Heilmittel."

Hierauf schrieb er ein Recept und ging fort mit dem Bedeuten, daß er morgen Früh wiederkommen würde, und mit der Bitte, daß man ihn heute Abends noch holen lassen möge, wenn sich ein neues, unerwartetes Symptom einstellen sollte.

XXI.

Die Kranke.

(Fortsetzung.)

So wie es der Arzt vorausgesehen hatte, stellte sich das Delirium gegen Mittag des Tages ein. Nur war dieses Delirium sanft und ruhig, wenn wir anders so sprechen dürfen.

Bertha schien laut zu träumen. Sie sprach langsam und in bittendem Tone abgerissene Sätze, worin wohl Susanne einen Sinn fand, die aber für den Commandanten unverständlich waren.

In diesen Sätzen kam der Name ihrer Schwester ohne Unterlaß vor, wie die Worte:

„Du hast mir versprochen . . . hast mir zugesagt . . ."

Susanne fühlte sich im innersten Herzen bewegt. Der alte Soldat hörte schweigend zu und weinte, obwohl er etwas beruhigt war durch die Zusicherung des Arztes, daß noch keine Gefahr vorhanden sei und diese auch zweifelsohne nicht eintreten würde. Gegen vier Uhr hörte das Delirium gänzlich auf. Bald darauf schien auch das Fieber zu weichen, das Antlitz verlor

die Purpurfarbe und an ihre Stelle trat eine hohe Bläſſe. Ihre Augen verloren ihren allzu ſtrahlenden Glanz und ihre Blicke, worin ſich wieder Verſtändniß zeigte, hefteten ſich auf Suſanne und auf den Commandanten.

Das war für den alten Soldaten wie für das junge Mädchen ein freudiger Augenblick. Bertha lächelte ihnen ſanft zu und reichte ihnen die Hände.

„Nun, liebe Tochter," fragte Herr Simon, indem er die kleine, noch feuchte Hand Bertha's in die ſeinige drückte, während Suſanne ihre Schweſter herzlich umarmte, „wie fühlſt Du Dich jetzt?"

„Gut, lieber Vater . . . recht gut . . . bin ich denn krank?"

„Ein wenig."

„Das iſt ſeltſam . . . ich fühle kein Leiden."

„Gar keines?"

„So wenig als ſonſt . . . mir ſcheint, daß ich aufſtehen könnte."

„Da ſei auf der Hut!" rief der Commandant.

„Warum?"

„Weil der Arzt es verboten hat, daß Du Dich bewegſt."

„Der Arzt? Iſt er denn gekommen?"

„Ich ließ ihn holen."

„Ich ſah ihn nicht . . . ich ſchlief alſo?"

„Ja."

„Es war nicht der Mühe werth, ihn wegen einer ſolchen Kleinigkeit zu rufen."

„Aber Du hatteſt ja das Fieber."

„Ich habe es nicht mehr . . . ich erinnere mich wohl, daß ich dieſen Morgen leidend war und es Suſanne geſagt habe . . . dann bin ich eingeſchlafen . . . Jetzt iſt Alles vorüber . . . warum alſo ſoll ich noch länger im Bette bleiben?"

„Weil der Arzt es angeordnet hat."

„Immer der Arzt . . . aber da ich nicht mehr krank bin . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gut, so ist es eine Vorsicht, um den Rückfall zu vermeiden . . . es ist besser, wenn Du heute nicht aufstehst . . . der Tag ist bald vorüber."

„Weil Du es willst, Vater, so sei es . . . Aber trotzdem werden wir morgen doch zu meiner Tante reisen, nicht wahr?"

„Morgen nicht, aber in einigen Tagen . . ."

Eine Wolke von Traurigkeit lagerte sich auf Bertha's Stirne.

„Warum aufschieben?" fragte sie; „Ihr wisset wohl, daß wir aus dieser kleinen Reise ein Fest machen . . ."

Der Arzt hatte für Bertha aufgetragen, jeden Widerspruch und Verdruß zu vermeiden. Der Commandant antwortete also:

„Ruhe Dich nur heute aus, und wenn Du Dich morgen Früh ganz kräftig fühlst, so werden wir abreisen."

„Das laß ich mir gefallen!" rief das junge Mädchen freudig.

Das Gespräch zwischen dem Commandanten und Bertha dauerte noch eine Weile fort, dann entfernte sich Herr Simon, um seine Töchter beisammen zu lassen. Kaum hatte er die Zimmerthür hinter sich zugemacht, als Bertha rief:

„Du wirst sehen, daß ich nicht krank bin, und daß dieser Arzt in der That nicht weiß, was er sagt."

Und indem sie die Decke lebhaft von sich warf, wollte sie aus dem Bette steigen. Sie hatte aber auf jenen Anfall des nervösen Fiebers nicht gerechnet, das in wenigen Stunden ihre Kräfte dahingerafft hatte. Sie fühlte sich schwach wie nach einer wochenlangen Krankheit, legte sich wieder nieder und murmelte traurig:

„Der Arzt und mein Vater haben Beide Recht . . . ich war krank . . . sehr krank . . . und bin es noch . . . wir werden morgen nicht reisen können."

Susanne bemühte sich, sie zu beruhigen und zu trösten, doch vermochte sie es nicht ganz. Bertha hörte kaum, was ihre Schwester sagte und sprach mit schwacher Stimme, jedoch mit fieberhafter Lebhaftigkeit. Einige Minuten lang war Su-

sanne bekümmert, es möchte der Fieberanfall des Morgens wieder zurückkehren.

Um der Vorschrift des Recepts nachzukommen, gab sie Bertha einige Löffel voll von einem beruhigenden und schlafmachenden Trank. Die Wirkung dieses Trankes war schnell. Die Stimme des jungen Mädchens wurde immer tiefer, ihre Worte immer weniger deutlich. Bald war es nur noch eine Art verwirrten Murmelns, bis auch dieses aufhörte.

Bertha's Kopf neigte sich sanft. Ihre Augen fielen zu. Sie schlief ein.

* * *

Die Stunde zum Diner kam herbei. An ein Frühstück hatte weder Susanne noch der Commandant an diesem Tage gedacht. Sie setzten sich also in den Speisesaal vor einen Teller kalten Fleisches, welches sie holen ließen, während Mariolle an ihrer Statt bei dem Bette wachte, wo Bertha noch immer schlief.

Die Mahlzeit war, wie es sich errathen läßt, kurz und trübselig — Vater und Tochter sprachen nur wenige Worte und alle diese Worte bezogen sich auf Bertha.

Nachdem nun der Commandant und Susanne in aller Eile einige Nahrung zu sich genommen hatten, kehrten sie wieder zu Bertha zurück. Diese war noch nicht aufgewacht.

Der scharfe Parfum des Aethers schwängerte die dumpfe Atmosphäre . . . die letzten Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die halbgeöffneten Vorhänge des Fensters, sie gossen ihren Lichtflimmer auf die Blumentöpfe und bildeten eine Aureole um das blasse Haupt des jungen schlafenden Mädchens, das zwischen den Zöpfen ihrer schwarzen Haare ruhte, beleuchtend den leichten Azurkreis rings um die geschlossenen Augenlider und das Lächeln, das etwas düster ihre halboffenen Lippen umschwebte.

Die Strahlen der Sonne erloschen allmälig — die Dämmerung fiel schnell ein und die Dunkelheit lagerte sich immer dichter in dem Zimmer.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war etwa sieben Uhr Abends.

Susanne und Herr Simon saßen stumm neben dem Bette und man hörte kein anderes Geräusch, als das Tick-tack der Pendeluhr und die regelmäßigen Athemzüge Bertha's.

Es vergingen noch anderthalb Stunden. Auf das zweifelhafte Licht der Dämmerung folgte dichte Finsterniß.

Susanne neigte sich gegen den Commandanten.

„Mein Vater," sagte sie mit erstickter Stimme, „Du siehst, meine Schwester schläft ... Alles geht gut ... Du wirst das Bedürfniß haben, ein wenig zu rauchen, da Du heute noch nicht geraucht hast ... laß mich eine Stunde lang allein bei Bertha; wenn ich Deiner bedarf, so werde ich Dich rufen."

Man weiß, wie sehr ein alter Soldat an Pfeife und Cigarre hängt, daß er sich in gewisser Hinsicht lieber Speise und Trank entzieht, als den Genuß des Tabaks.

Da der Commandant seine ältere Tochter so ruhig schlafen sah, so konnte er unmittelbar keine Besorgniß hegen und ging auf Susannen's Vorschlag ein. Leise schritt er hinaus und schloß sich in sein Zimmer, wo er seine glorwürdige Meerschaumpfeife mit der besten Qualität Tabak vollstopfte.

Drei Minuten darnach schwamm er, wie Ossian's Halbgötter, in einer wahrhaften Wolke von Dämpfen.

* * *

Unsere Leser wissen es recht gut, daß Susanne einen Beweggrund hatte, als sie ihren Vater so entfernte.

Die Stunde ihres Rendezvous mit Armand nahte heran. Sie wollte das Zimmer verlassen, um einige Minuten im Garten zubringen zu können, ohne die Gefahr fürchten zu müssen, daß Bertha erwache und den Commandanten um die Ursache ihrer Abwesenheit befrage.

Um neun Uhr zündete sie mit der größten Vorsicht eine kleine Nachtlampe an und stellte sie in den Kamin, damit dieses schwache Licht die dichte Finsterniß mildere, ohne allzu grell zu leuchten. Hierauf versicherte sie sich auf's Neue, daß

Bertha noch immer tief und ruhig schlafe. Dann hielt sie ihren Athem ein, dämpfte das Geräusch ihrer Fußtritte und wandte sich gegen die Thür, welche der Commandant beim Fortgehen nicht ganz geschlossen hatte.

Als Susanne draußen war, horchte sie auf's Neue. Es rührte sich nichts im Zimmer.

Da stieg das junge Mädchen eilig die Treppe hinab.

XXII.

Das Rendezvous.

Als die Sonne unterging, stiegen große Wolken langsam am Horizont auf und bedeckten den düsteren Himmel. Nicht die geringste Helle drang durch die dichte Finsterniß.

Susanne fand die Gartenthüre offen. Sie ging entschlossen in die Alleen und zertrat unter ihrem Fuße die schönsten Blumen, da sie wegen der undurchdringlichen Dunkelheit den geraden Weg nicht zu unterscheiden vermochte. Ihr Gang war so eilfertig, daß sie schneller zu den Buchen kam, als sie es selbst vermuthete. Sie stieß gegen einen Baumstamm so heftig, daß sie einen schwachen Schrei nicht zurückhalten konnte.

Es schien ihr, als ob ein leichtes Geräusch von Tritten und ein Rauschen von Zweigen diesem Schrei antwortete. Sie blieb stehen, hielt den Athem an sich und horchte, während sie das Pochen ihres Herzens zu dämpfen suchte. Das Geräusch, welches sie zu hören glaubte, erneuerte sich nicht. Susanne dachte, sie habe sich getäuscht, streckte die Hand vor, um sich vor einem neuen Anstoß zu verwahren, und ging wieder vorwärts, aber langsam und mit der größten Vorsicht.

Als sie die Ecke erreichte, welche die Gartenmauer am Ausgange der Buchenallee bildete, hielt sie abermals an.

„Armand," murmelte sie, „sind Sie da?"

Sie war gewärtig, daß von oben herab eine laute Stimme antworten werde:

XXI.

(**Montépin's Romane** II. Serie.)
Susanna, II. Thl. 2. Abthlg. Cap. XXII.

Das Rendezvous.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja!"

Es war aber nicht der Fall.

Diese Stimme, deren wohlbekannter Klang stets den Puls ihres Herzens beflügelte, erschallte ihr zur Seite.

Und während diese Stimme liebkosend die Worte sprach: „Susanne! — theure Susanne! — hier bin ich!" umfaßten sie zärtlich zwei Arme und schlangen sich um ihren schmucken, zitternden Leib. Im ersten Augenblick war Susanne vor Ueberraschung stumm und unbeweglich.

Als sie hierauf zu sich kam, versuchte sie sich loszuringen; allein sie that das so schwach und mit so geringer Kraft, daß der junge Mann sich gar nicht anzustrengen brauchte, um sich in dem ersten Vortheil, welchen er errungen, zu behaupten.

„Armand! — Armand!" stammelte Susanne nach einigen Secunden. — „Welche Unbesonnenheit! — welche Thorheit! Wie konnten Sie es wagen, über diese Mauer zu steigen? Wie kommt es, daß Sie im Garten meines Vaters sind?"

Die Antwort Armand's auf diese Fragen war derart von Küssen unterbrochen, daß wir seine Worte nicht genau wiederzugeben vermögen.

Wir wollen für ihn sprechen und an seiner Statt antworten.

Das vorletzte Briefchen Susannens — jenes, worin das junge Mädchen anzeigte, daß sie mehrere Tage im Garten nicht erscheinen würde — hatte Herrn d'Augirey sehr unangenehm berührt. Der Lebemann fing an, dieser platonischen Liebe müde zu werden, dieser Zärtlichkeiten aus der Ferne, dieser Unterredungen von einer Mauer herab — dieses romanhaften Spieles, das durchaus zu nichts führte, nicht einmal dazu, daß er die schönen Fingerspitzen Susannens berühren konnte.

Der Liebeshandel, den er angesponnen, schien sich auf entmuthigende Weise in die Länge zu ziehen. Und trotz der bezaubernden Schönheit des jungen Mädchens, das er zu seiner Geliebten zu machen beabsichtigte, hätte er dem ganzen Plane ohne Zweifel schon entsagt, wäre er nicht auf Motive gestützt gewesen, welche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir kennen und die weit mehr in der Selbstsucht als in der Liebe begründet waren.

Als er Tags vorher am Ende des Seidenfadens das lakonische Briefchen gefunden, welches ihm für den kommenden Tag um neun Uhr ein Rendezvous gab, sagte er sich auf der Stelle: der Moment sei gekommen, die Gelegenheit bei den Haaren zu ergreifen und einen großen Schritt vorwärts zu thun. Die tiefe Dunkelheit der Nacht, welche der Neumond noch nicht erleuchtete, mußte und sollte ihm helfen.

Er hielt es zuvörderst für das Nothwendigste, sich Susanne diesmal auf eine Weise zu nähern, wie es bisher noch nicht geschehen war. Demzufolge verschaffte sich Armand eine Holzleiter, die von seinem Garten bis zur Krone der Mauer reichte.

Als es dunkel wurde, stieg er auf diese Mauer und befestigte oben eine Strickleiter so, daß er in den Garten des Commandanten hinabsteigen konnte.

So hatte er sich die Wege hinüber und zurück gebahnt. Kurz vor neun Uhr stieg Armand über die Mauer, lehnte sich an einen Baum und wartete.

Das Uebrige wissen wir.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Susanne," sprach er mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme, nachdem er seine Gegenwart auf eine mehr oder weniger wahrhafte Weise erklärt hatte, „Ihr vorgestriges Briefchen hat mich in eine peinliche Unruhe versetzt! — Im Namen des Himmels, was geht denn vor?"

„Ich sagte es Ihnen, Armand, meine Schwester hat Alles entdeckt."

„Was?"

„Unsere Liebe."

„Und unsere Correspondenz . . . unsere Rendezvous?"

„Nein, Gott sei Dank! . . . Sie weiß es, daß Sie meinetwegen gekommen sind, sie weiß es, daß wir uns lieben."

„Wer konnte ihr denn ein so gut verborgenes Geheimniß mittheilen?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Das lächerliche Geschwätz, das dumme Geplauder einer Nachbarin und einer Magd bestärkten den Argwohn, welchen sie bereits gefaßt hatte."

„Was hat sie denn gethan?"

„Sie hat mir gedroht, Alles meinem Vater zu sagen, wenn ich nicht gänzlich von Ihnen ablassen würde."

„Und Sie haben es versprochen, Susanne?"

„Das mußte ich wohl, ich habe geschworen."

„Und ohne Zweifel," fuhr der junge Mann mit verstellter Bitterkeit fort, „ohne Zweifel werden Sie gewissenhaft das Versprechen halten, das Sie Ihrer Schwester gemacht haben?"

„Armand, Sie sehen: nein!" . . . entgegnete Susanne schmerzvoll, „und was Sie mir da sagen, ist grausam."

„Sie haben Recht, hundertmal Recht," rief der junge Mann, „mein Zweifel ist verletzend, meine Frage beleidigend; ich bereue es und bitte Sie um Verzeihung!"

Er schlang seinen Arm um Susanne und drückte sie an sein Herz, ohne daß das junge Mädchen daran gedacht hätte, sich dieser Zärtlichkeit zu entziehen. Dann fuhr er fort:

„Sie müssen mir vergeben, Susanne, denn die Unruhe verzehrt mich, ich habe Furcht vor Allem, ich zittere, daß man Sie von mir entfernen werde und bin so leidend, daß ich mich frage, ob ich nicht wahnsinnig werde."

„Was fürchten Sie, da ich Sie liebe, Armand?"

„Ich fürchte das, was Sie umgibt — ich fürchte vorzüglich Ihre Schwester."

„Die arme Schwester!" rief Susanne, „man muß sie in diesem Augenblicke beklagen — und nicht fürchten."

„Beklagen, — warum?"

„Weil sie krank ist, sehr krank."

„Seit wann?"

„Seit diesen Morgen. Ein nervöses Fieber hat sie befallen in Folge des Kummers, den sie meintwegen hat — und Sie sehen, ich bin eine böse Schwester, da ich sie verlasse, da ich sie allein lasse in ihrem Schmerzensbette, um zu diesem Rendezvous

zu kommen und Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe! — Was haben Sie also zu fürchten, Armand?"

Der junge Mann wollte ohne Zweifel antworten. Es war aber nicht mehr Zeit dazu. Susanne stieß einen furchtbaren Schrei aus und warf sich zitternd in seine Arme. Eine trockene und bebende Hand stützte sich auf die ihrige und eine Stimme — es war Bertha's zitternde, kaum erkennbare Stimme — flüsterte ihr in's Ohr:

„Ja, böse — böse Schwester! — was hast Du mir versprochen? Du empfindest kein Mitleid für mich . . . Du tödtest mich."

Susanne kam wieder zur Besinnung, als sie diese letzten Worte hörte, entwand sich den Armen ihres Geliebten und versuchte Bertha in die ihrigen zu schließen.

Da bemerkte sie, daß Bertha keinen anderen Anzug hatte, als ihr Hemd und ein Leibchen, und daß sie zitternd vor Schwäche und Fieber wankte, als müsse sie jeden Augenblick niederfallen. Sie wollte sie stützen, allein Bertha stieß sie zurück.

„Schwester," stammelte Susanne, „warum hast Du Dein Bett verlassen . . . Dein Zimmer? das ist mehr als Wahnsinn . . . das kann Dich das Leben kosten!"

„Warum? . . . Du fragst warum? . . . Weil ich, so lange ich noch einen Lebenshauch in mir habe, ihn dazu verwenden werde, mich zwischen Dich und Deinen Verführer zu stellen . . . Es ist vielleicht schon beinahe zu spät . . . allein ich will mein Werk bis an's Ende durchführen . . . Ich kann nicht mehr weiter gehen, denn ich fühle . . . Dank Dir! . . . daß ich sterben werde . . . aber unser Vater wird mich ersetzen."

„Mein Vater!" rief Susanne; „was . . . Du willst es ihm sagen?"

„Alles."

„Und wann?"

„Im Augenblick . . . und jetzt kann ich ihm nicht bloß mehr Vermuthungen sagen . . . sondern eine traurige . . . unleugbare Gewißheit."

Und Bertha stieß abermals die Hand zurück, welche Susanne wieder auf ihre Schulter gelegt hatte, und machte einen Schritt gegen das Haus hin.

Susanne ließ sich auf die Knie nieder.

„O, Schwester!" stammelte sie mit bittender Stimme, „Schwester! sieh mich auf den Knieen vor Dir . . . habe Mitleid mit mir."

„Mitleid mit Dir haben, hieße Dich zu Grunde gehen lassen," erwiderte Bertha. „Bitte also nicht, Susanne, denn meine Pflicht ist unabänderlich . . . und ich will sie erfüllen."

XXIII.

Eine vergebliche Aufopferung.

Unter diesen Worten machte Bertha wankend einen Schritt vorwärts und wandte sich gegen das Haus hin. Susanne erhob sich lebhaft von den Knieen, wollte zu ihrer Schwester springen, sich in ihre Arme werfen und sie noch einmal bitten. In diesem Augenblick aber trat Armand dazwischen. Er hielt Susanne sanft und kräftig zurück und nöthigte sie zu bleiben.

„Susanne! . . . liebe Susanne!" flüsterte er ihr in's Ohr, „Alles, was Sie thun oder sagen würden, wäre unnütz. Sie sehen wohl, daß Diejenige, welche Sie Ihre Schwester nennen, Sie haßt und kein Gemüth hat."

„Armand!" stammelte Susanne, „Sie richten mich zu Grunde."

„Nein! . . . ich rette Sie."

„Aber in wenigen Minuten wird mein Vater Alles wissen."

„Was liegt daran?"

„Er wird mir niemals verzeihen . . . je größer gegen mich seine Zärtlichkeit ist, desto schrecklicher wird sein Zorn sein."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Noch einmal, was liegt daran? Wir brauchen ihn nicht, um glücklich zu werden . . . Ueberdies werde ich ihn schon besänftigen; er wird verzeihen . . . das schwöre ich Ihnen."

„Aber bedenken Sie, daß ihm meine Schwester in diesem Augenblick Alles sagt . . . er wird hierher kommen . . . erzürnt, drohend . . . voll Wuth und Verachtung."

„Wenn er kommen wird, so sind Sie nicht mehr hier."

„Wo werde ich denn sein?"

„In Sicherheit . . . unter dem Schutze Desjenigen, der Sie liebt . . . Ihres Geliebten . . . Ihres Gatten."

„Armand! . . . was wollen Sie damit sagen?" fragte Susanne wie verloren.

„Ich will sagen, daß wir miteinander fliehen werden."

„Fliehen . . . des Nachts . . . meinen Vater und mein Haus so verlassen? . . . o, niemals!"

„Aber es muß geschehen, Susanne, wenn Sie mich lieben."

„Wenn ich es auch thun wollte . . . wie wäre es möglich?"

„Nichts ist leichter als das: auf jeder Seite dieser Mauer ist eine Leiter, auf der zweiten sind Sie schon bei mir."

„Bei Ihnen . . . man würde mich suchen und holen."

„Wohin ich Sie führe, dahin wird man nicht kommen."

„Armand, können Sie mich nicht auf eine andere Weise vor meinem Vater schützen?"

„In diesem Augenblick nicht anders . . . die Zeit vergeht . . . jede Minute ist kostbar . . . kommen Sie."

Susanne widerstand noch . . . eine, zwei Secunden . . . aber bloß der Form nach.

Die Lage, in der sie sich befand und die ihr einige Scenen der von ihr gelesenen Romane deutlich in's Gedächtniß rief, erschreckte sie zwar, war ihr aber im Grunde nicht mißfällig. Uebrigens hegte sie auch die Ueberzeugung, der Baron Armand d'Augirey, der reiche Edelmann, würde morgen schon zu dem armen Commandanten Simon kommen und um ihre Hand anhalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Welch' eine glänzende und glorreiche Genugthuung würde das nicht sein? welche lebhafte und tiefinnige Freude würde an die Stelle des Grames treten, den ihm ihre Flucht heute verursachte?

Susanne gab nach und Armand triumphirte, denn er war nun eines vollständigen Sieges gewiß; er schlang seinen Arm um das schöne Mädchen und stieg mit ihr empor auf der schwankenden Strickleiter von Seide. Als er sich auf der Höhe der Mauer befand, von der es schwieriger hinab- als an ihr hinaufzusteigen war, nahm er Susanne in seine Arme, und als er sich auf drei oder vier Fuß dem Boden genähert hatte, sprang er mit seiner Bürde auf die kurz vorher umgegrabene Erde hinunter.

Von diesem Augenblick an war Susanne verloren! . . . Das Lamm hatte sich in den Rachen des Wolfes geworfen.

Aber, aufrichtig gesagt, wenn ein unbesonnenes Schaf so wenig Scheu davor hat, verschlungen zu werden, so flößt uns sein böses Geschick kein sonderlich lebhaftes Mitleid ein.

* *
*

Was ist geschehen? . . .

Wie hatte Bertha, welche wir in einem schwach erhellten Zimmer einschlafen ließen, fast zu gleicher Zeit wie Susanne in den Garten finden und durch ihre Gegenwart eine unvermeidliche Katastrophe beschleunigen können?

Nichts ist einfacher und leichter zu erklären als das.

Kaum hatte Susanne das Zimmer ihrer Schwester verlassen, und war noch nicht unten an der Treppe angekommen, als Bertha aufwachte. Sie erhob sich auf ihrem Ellnbogen, blickte herum durch die Dunkelheit, welche das zweifelhafte Licht der Nachtlampe schwach erhellte, und verwunderte sich darüber, daß man sie allein gelassen habe. Sie rief ihren Vater. Der Commandant rauchte, wie wir wissen, in seinem Zimmer und konnte nicht hören und Antwort geben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sie rief Susanne. Diese ging eben durch die Gartenthür und hörte nicht. Da stieg ein Verdacht, rasch wie ein Blitz, Bertha zu Kopfe. Sie sagte bei sich: vielleicht hat mich Susanne getäuscht und benützte meinen Schlaf, um zu jenem geheimnißvollen Liebhaber zu gehen, den sie doch zu vergessen angelobt hatte.

In dem Zustande der nervösen Reizbarkeit, in welchem sich Bertha befand, hatte dieser anfangs schwache Gedanke augenblicklich Festigkeit erlangt. Sie vergaß Alles, ihre Krankheit und ihre Schwäche. Sie sprang aus ihrem Bette und lief oder schleppte sich vielmehr bis zum Fenster, um in den Garten zu blicken.

Allein die Dunkelheit der Nacht war zu dicht, sie konnte nichts sehen. Stets unter dem Einflusse desselben Gedankens zog sie in Eile ein Leibchen an, bekleidete ihre nackten Füße mit Pantoffeln und stieg gleichfalls die Treppe hinab, am Geländer sich festhaltend.

Als sie bei dem Salon vorbeiging, öffnete sie die Thüre. Der Salon war dunkel und leer. Es ließ sich also nicht mehr zweifeln, Susanne war im Garten.

Bertha dachte nicht daran, daß ihre Schultern entblößt waren, daß sie, von Fieber zitternd und kaum bekleidet, der kühlen Nachtluft sich aussetzte, sondern ging dem Pfade zu, der zur Buchenallee führte. Sie schritt sehr langsam vorwärts, denn ihre Beine wankten jeden Augenblick unter ihr.

Je näher sie kam, desto deutlicher hörte sie ein Gemurmel gedämpfter Stimmen, in welches sich alsbald der Schall eines Kusses mengte. Endlich kam sie ganz nahe zu Susanne und Armand und hörte.

* * *

Nach diesem Auftritte, den wir oben erzählt haben, hatte sich Bertha, die ihre Schwester um den Preis ihres eigenen Lebens retten wollte, wie gesagt, verzweiflungsvoll auf den Rückweg nach dem Hause begeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihre Schritte waren noch langsamer und unsicherer als vorher. Ihre geschwächten Kräfte verließen sie mehr und mehr und sie glaubte zehnmal leblos auf die feuchte Erde hinzusinken. Indeß hielten sie Muth und Entschlossenheit aufrecht. Sie erreichte den Gang und schritt vorwärts, aber wankender als eine betrunkene Frau.

Der Commandant befand sich im oberen Stockwerke, sie mußte bis zu ihm hinaufsteigen. Bertha's Hand fand das Geländer der Treppe, sie erhob ihren Fuß, um über die erste Stufe zu steigen.

Fruchtlose Anstrengung! Das arme Kind war überwältigt. Es kam ihr vor, als ob ihre Hand weich würde, oder das Geländer sich unter ihren Fingern wie ein ungreifbares Wasser wegzog. Sie sank in sich selbst zusammen wie eine geknickte Blume, und stieß, als sie zu Boden fiel, einen einzigen Schrei aus.

Allein dieser Schrei hallte bis in das Zimmer des Commandanten und traf sein Herz. Er stürzte, den Leuchter in der Hand, hinaus, und lief so schnell die Treppe hinab, wie es nur ein junger Mann hätte thun können.

Wir wissen bereits, daß er Bertha auf den Boden hingestreckt und beinahe leblos fand. Als sie aber ihren Vater sah, belebte sie sich wieder.

„Meine Schwester!" stammelte sie, indem sie die Hand gegen den Garten hin ausstreckte, eine Geberde, welche der Commandant nicht verstand, „meine Schwester, rette meine Schwester, sonst ist sie verloren! . . ."

Dann schlossen sich ihre Augen wieder, und sie wurde ohnmächtig. Der Commandant war in Verzweiflung, er konnte sich dieses unbegreifliche Fortgehen Bertha's nur als einen neuen Anfall von Delirium erklären, er nahm sie in dem Zustande, wie er sie fand, in seine Arme, trug sie in sein Zimmer hinauf und legte sie in sein Bett.

Da hier die Ohnmacht nicht nachließ, rief er mit lautem Schreien Susanne und Mariolle. Mariolle allein eilte herbei. Wo konnte Susanne sein? Herr Simon hatte in

seiner Verwirrung und in seinem Schmerze nicht einmal darum gefragt.

Mariolle lief fort, den Doctor zu holen. Dieser ließ sich erzählen, was vorgefallen sei, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich begreife das nicht."

Doch bekämpfte er die Ohnmacht mit Arzneien. Als Bertha wieder die Augen aufschlug, zeigte sich das nervöse Fieber mit erneuerter Heftigkeit, und das Delirium bemächtigte sich abermals des unglücklichen Mädchens.

Der Arzt schrieb neue Recepte und entfernte sich.

Der Commandant blieb allein bei Bertha's Bette und fragte sich da zum ersten Male:

„Wo ist Susanne?"

Wir wissen bereits, daß Susanne nicht mehr zurückkehren sollte.

XXIV.

Die verlorene Wette.

Nun sind wir beinahe am Ziele unserer Erzählung angelangt. Noch einige Blätter, und wir schreiben den Epilog dieser langen (vielleicht allzu langen) Erzählung, welche ihren Schlußstein mit der Schwester Susanne findet.

Es ist also unerläßlich, daß wir alle Nebenumstände und Details beiseite lassen und die Hauptereignisse nur in Kürze mittheilen. Uebrigens läßt sich das Meiste von dem, was wir noch zu sagen haben, voraussehen. — Wie man sich wohl denken kann, hatte Armand d'Augirey keine Lust, in dem von ihm gemietheten Hause das Resultat der Nachforschungen abzuwarten, welche der Commandant Simon nach seiner Voraussetzung anstellen würde. Er umwand den bloßen Kopf des jungen Mädchens mit einem Seidentuche, setzte selbst eine Kappe auf, statt eines Hutes, um sich in den Straßen von Belleville weniger bemerkbar zu machen und zog die zitternde Susanne mit sich,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welche sich ein wenig über das, was sie gethan hatte, beängstigte, aber recht gut fühlte, daß es nun zu spät sei umzukehren, und so verließ er das Haus.

Es war ein außerordentlicher Zufall, der sich indeß durch die vorgerückte Nachtzeit wohl erklären läßt, daß sich die Witwe Mathurel nicht an der Schwelle ihrer Thür befand. Es sah also Niemand dieses flüchtige Paar fortgehen.

Armand beeilte sich, während er nach Kräften seine Gefährtin unterstützte, die sich fest an seinen Arm klammerte, um nicht zu fallen, da sie ihre Gemüthserschütterung beinahe zermalmte. Beide schritten längs der Mauer hin, auf der Seite der Straße, welche das Gaslicht weniger erleuchtete.

Vor jeder Person, welche ihnen begegnete, fuhr Susanne zusammen, als ob sie dem Commandanten Simon unter das Gesicht träte. Das arme junge Mädchen dachte nicht einmal daran, Armand zu fragen, wohin er sie führe. Ihr Kopf gehörte nicht mehr ihr selbst. Sie fühlte sich betäubt, trunken, fast irre, es war ihr, als ob sie im Traume wandelte und eben aufwache.

Ein Fiaker, welcher leer gegen die Barrière zurückfuhr, kam den zwei jungen Leuten entgegen. Armand hielt ihn an, stieg mit Susanne ein, und ließ sich nach dem Boulevard du Temple fahren. Hier stieg er mit seiner Gefährtin aus und nahm, um alle Nachforschungen unmöglich zu machen, zwanzig Schritte weit entfernt einen anderen Wagen, welcher zuerst vor der Bude eines Hutmachers, dann vor dem Magazin einer Modistin anhielt.

Armand kaufte einen Hut für sich und einen für Susanne. Er wollte nicht mit einer Kappe nach Hause kommen, begleitet von einer Dame in bloßem Kopfe.

Endlich hielt der Wagen in der Caumartin-Straße, Armand bewohnte den zweiten Stock eines sehr schönen Hotels. Die Treppe war breit und hell beleuchtet. Schon im Vorgemach fing das Staunen und die Bewunderung Susannens an, welche noch nie in eine so prachtvolle, aristokratische Wohnung gekommen war.

Wir wollen die Zimmer des Herrn d'Augirey nicht be-

schreiben. Wir sagen bloß, sie waren so, wie man sie bei einem reichen Lebemann voraussetzen kann, der den feinsten Geschmack mit allem Luxus und mit der höchsten Bequemlichkeit verband.

Susanne konnte kaum ihren Augen trauen. So lebhaft auch ihre Einbildungskraft war, so träumte sie doch nichts Aehnliches. Die wunderbarsten Beschreibungen ihrer Lieblingsromantiker wurden von dieser wirklichen Pracht und Herrlichkeit weit hinter sich gelassen.

Armand bemerkte diese so ausdrucksvolle und wenig verhehlte Bewunderung.

„Liebe Susanne," sagte er, „Sie sind zu Hause, und Alles, was hier ist, gehört Ihnen!" Und bevor noch die für den Gewinn oder den Verlust der Wette festgesetzte Zeit abgelaufen war, führte der Baron d'Augirey seine Geliebte zum Souper in Gesellschaft der Herren Albert von Breuvey, Clodius Renard, Henry von Saveuse und Paul von Chamillac.

Albert, der blonde und rosige Lebemann, bezahlte von Herzen gern die fünfhundert Louisd'or, welche er verloren hatte, und während er sie Herrn d'Augirey gab, schwor er, er möchte gern das Doppelte geben, könnte er Nachfolger seines Glückes sein.

„Wer weiß?" antwortete ihm Armand lächelnd, „vielleicht findet sich eines Tages, was Du wünschest, ohne daß es Dich tausend Louisd'or kosten wird."

Uebrigens erhielt der Einsatz der Wette die Bestimmung nicht, welche ihm Herr d'Augirey vom Anfang an gegeben hatte. Anstatt diese fünfhundert Louisd'or auf den Ankauf von edlen Pferden zu verwenden, gebrauchte sie Armand, um mit Susanne eine dreimonatliche Reise nach Italien zu machen.

Vor der Abreise bat das junge Mädchen ihren Geliebten um Nachrichten von ihrem Vater und von ihrer Schwester. Sie wußte es recht gut, sie würde sie nie sehen, sie fühlte aber doch im Grunde ihres Herzens, daß sie sie liebe und immer lieben würde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Armand brachte nach Verlauf von zwei Tagen Susanne die Antwort, der Commandant befinde sich wohl und Bertha sei genesen.

„Beide," fügte er hinzu, „hätten Belleville verlassen, um auf das Land zu gehen, wenige Tage nach dem Verschwinden Susannens."

Susanne reiste nun beruhigt nach Italien. Aber Armand hatte gelogen.

Nachdem Bertha eine Woche lang krank gelegen war, starb sie und rief stets ihre Schwester in den Träumen ihres Deliriums.

Der Commandant, der beinahe wahnsinnig wurde und für immer einen Ort fliehen wollte, der nur mehr bittere Erinnerungen für ihn hatte, verkaufte um einen geringen Preis sein Haus in der Straße Paris, wo er einst so glücklich war.

Man wußte nicht, was aus ihm geworden.

* * *

Armand liebte nach seiner Zurückkunft aus Italien Susanne noch immer. Es richtete eine Wohnung so prachtvoll ein, daß er mehr als ein jährliches Einkommen dafür vergeudete. Eines schönen Morgens aber erlosch diese so flammende Liebe wie ein Strohfeuer, und Armand kündigte mit der ruhigsten Miene von der Welt Susannen an, daß sie frei sei und er auf alle Gunstbezeigungen, die er von ihr genossen, sowie auf alle Rechte, die er durch das Gold, das er in so reichem Maße an sie vergeudet, auf ihren Körper erlangt habe, Verzicht leiste.

Susanne hörte ihn unter Lachen an.

Armand hatte in den wenigen Monaten, als diese Verbindung dauerte, das Herz und den Geist seiner Geliebten gänzlich verderbt. Das junge Mädchen war, wenn auch nicht unwissend, doch jungfräulich rein an Körper und Herz zu ihm gekommen. Als er sie verließ, war sie, wo nicht in der That, doch wenigstens dem Gedanken und der Absicht nach die Leichtfertigkeit selbst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susanne schickte sich in ihre Lage, war aber fest entschlossen, aus ihr den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Unmittelbar nach Armand war Albert von Breuvey ihr Geliebter geworden. Nach ihm hatte sie zehn andere Verehrer, dann zwanzig Andere, und bald zählte man sie nicht mehr.

Susanne gewöhnte sich daran, auszugeben, ohne zu rechnen und nach allen ihren Launen das Gold, welches sie so wenig kostete, zum Fenster hinauszuwerfen. Der zügelloseste, oder richtiger gesagt, der unsinnigste Luxus wurde für sie ebenso ein Bedürfniß wie die Befriedigung ihrer Sinnenlust und Vergnügen und Unterhaltung.

Alles das geschah im Verlaufe weniger Monate.

Eines Morgens ereignete es sich, daß die Reichen von gestern wie auf einen Zauberschlag die Armen des folgenden Tages waren: die Februar-Revolution war ausgebrochen. —

Susanne, welche täglich ausgab, was sie einnahm, sah sich wie die Meisten ihres Gewerbes vor einer versiegten Quelle. Sie hatte fünfzig Louisd'or in ihrem Portemonnaie und fünfzigtausend Francs Schulden rechts und links in allen Geschäften, welche ohne Zweifel mit unerbittlichen Forderungen kamen.

Sie faßte einen raschen Entschluß: sie verkaufte um einen Viertheil des Werthes ihre prachtvolle Einrichtung, die sich inzwischen glanzvoll vermehrt hatte. Sie bezahlte jedoch Niemanden — sondern reiste nach Rußland — um dort auf's Neue ihr Glück zu gründen. Das Glück jedoch erwies sich störrisch. Susanne langweilte sich entsetzlich — sie fand die russischen Adeligen unerträglich, und ehe noch kaum ein Jahr verflossen war, kehrte sie nach Paris zurück, ärmer als sie abgereist war.

Aber was war daran gelegen? Paris war ihr Element, ihr Leben, ihr Theater — nur hier konnte sie leben, ja, leben und glänzen.

Um diese Zeit hat sich Susanne — wir sagen nicht in der zärtlichsten Freundschaft (das hieße lügen), sondern in der engsten Vertrautheit — mit der berüchtigten Camelia verbunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Susannens Leben war voll von Contrasten: sie hatte Augenblicke neuen Glanzes und Tage des bittersten Elends.

Seltsam! trotz der blendenden Schönheit dieses jungen Mädchens war doch ihr Elend vorwaltend.

Als sie eines Tages ohne Geldmittel war, wendete sie sich an Camelia.

Camelia versprach ihr Hilfe zu leisten, jedoch stellte sie eine Bedingung. Susanne sollte Theil nehmen und Hilfe leisten in der Ausführung einer sinnreichen Combination, die sie erfunden und mittelst welcher man im Landsknecht stehlen konnte, ohne die mindeste Gefahr und ohne den geringsten Unfall im Spiele.

Susanne bedachte sich ein wenig. Dann ging sie die Bedingung ein. Und nachdem sie einmal zugesagt hatte, löste sie auch gewissenhaft ihre Aufgabe.

XXV.

Susannens Ende.

Auf einer dieser Soiréen bei Camelia war es, daß Susannen, als sie eben im lebhaftesten Spielen begriffen war, ein Billet überreicht wurde.

Sie las dasselbe flüchtig, erbleichte und sprang empor von ihrem Sitze. Ohne sich um die Mitspielenden zu kümmern, griff sie nach ihrem Hut und Mantel und stürzte aus dem Zimmer, die ganze Abendgesellschaft in seltsamer Bestürzung zurücklassend.

Draußen weinte sie bitterlich, und in dem Wagen, in welchen sie gestiegen war und dessen Kutscher sie zu schnellem Fahren aufgefordert hatte, las sie schluchzend bei dem trüben Lichte noch einmal das eben erhaltene Billet.

Was enthält es? was meldete es ihr? — wer schrieb ihr auf dem groben, schmutzigen Papiere?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariolle, die alte treue Magd, die so lange Jahre das Hauswesen von Susannens Vater geführt, die schrieb Susannen, daß der alte wackere Vater Simon vom Schlag getroffen sei und nur wenige Stunden noch zu leben habe.

„Kommen Sie, Fräulein Susanne," lauteten die letzten Worte dieses Briefchens, „kommen Sie und zwar schnell, so schnell Sie kommen können, es möchte sonst zu spät sein . . . eilen Sie . . . befürchten Sie keine Vorwürfe . . . Ihr armer unglücklicher Vater wird Sie wohl nicht mehr erkennen!"

Mariolle hatte hierauf die Adresse des Herrn Simon angegeben; er wohnte in dem ärmlichsten Stadtviertel von Montmartre.

Die Normännin war einige Tage vorher nach Paris gekommen und zufällig ihrer früheren Gebieterin Susannen begegnet; sie war ihr bis zu dem Thore des Hauses gefolgt, in welchem diese verschwunden war, hatte aber nicht gewagt, sie anzureden. Als nun Mariolle des alten Vater Simon dürftige Lage und ärmliche Wohnung in Erfahrung gebracht, hatte sie Alles gethan, was zur Linderung des Elends beitragen konnte. Die Krankheit aber und den in Folge allgemeiner Schwäche herzutretenden Schlaganfall hatte sie nicht abzuwenden vermocht. Sie konnte nichts weiter thun, als einen Arzt holen und Susannen, deren Wohnung sie nun kannte, in Kenntniß setzen. Da sie den Brief als dringend bezeichnete, so wurde er von Susannens Stubenmädchen augenblicklich zu Camelia gebracht. — —

Susanne nahm sich nicht Zeit, nach Hause zu fahren, um ihren Ballanzug gegen ein einfacheres Kleid zu vertauschen . . . sie hüllte sich dichter in ihren Pelz und ließ sich direct nach Montmartre fahren.

Auf dem Wege dahin, wo sie unabläßig einen unversiegbaren Quell von Thränen zu trocknen hatte, fragte sie sich, warum Mariolle gar nichts von Bertha erwähnt habe.

Was war aus ihrer ältern Schwester geworden?

Hatte sie geheiratet?

War sie gleichfalls aus dem väterlichen Hause geflohen?

War sie noch am Leben?

Susanne wußte nichts, gar nichts von ihrer Familie. Seit ihrer Zurückkunft aus Italien, wo sie die Schlechtigkeit ihrer That einsah, hatte sie es nicht einmal mehr gewagt, Nachrichten über ihre Schwester zu erhalten.

Ach, wie bitter waren die Thränen, welche Susanne auf ihrer Fahrt von der Straße Provence nach Montmartre vergoß! — —

Endlich hielt der Wagen an. Das Gebäude, in welchem der Commandant Simon mit dem Tode rang, war kein so weißes, einladendes Haus wie jenes in Belleville, nicht zwischen einem grünen Hofe und einem Garten voll Blumen gelegen wie jenes.

Es war eines jener traurigen Gebäude, in denen, wie in einem Bienenschwarme, eine düstere und elende Bevölkerung summt.

Ein schmutziger Gang führte zu einer engen Treppe, deren Stufen unter dem Fuße zu brechen drohten, der sie betrat.

Tiefe Finsterniß herrschte im Gange und auf der Treppe. Susanne wußte, daß ihr Vater im fünften Stockwerke wohne; aber sie hätte sich in diesem unbekannten Hause niemals zurechtfinden können, wäre ihr nicht plötzlich ein schwacher Lichtschein oben an der Treppe zu Hilfe gekommen.

Mariolle hatte den Wagen anhalten hören und hatte errathen, daß Susanne komme, und sich beeilt, ihr zu leuchten.

Susanne stieg zu ihr hinauf.

Mariolle stand an der Schwelle der offenen Thür.

Zwischen den beiden Frauen wurde kein Wort gewechselt; die Magd forderte Susanne bloß durch eine Geberde auf, einzutreten; dann schloß sie die Thür hinter ihr.

Susanne, welcher Mariolle noch immer leuchtete, trat gebeugten Hauptes, beklommenen Herzens und die Augen voll Thränen in das Sterbezimmer.

* * *

Das Schauspiel, welches sich den Blicken des jungen Mädchens darbot, war schreckenvoll und feierlich.

Dieses Sterbezimmer entbehrte fast jeder Einrichtung. Ein Bett von weichem Holz ohne Vorhänge, ein Strohstuhl und ein Tisch war Alles, was darin zu finden. Ein lithographirtes Porträt von Napoleon in einem Rahmen von schwarzem Holze hing als einziger Schmuck an der sonst nackten Wand.

In diesem Gemache verrieth Alles Armuth, oder besser gesagt, Elend. Was war aus jener Gemächlichkeit geworden, welche einst für den Commandanten und für seine Töchter beinahe die gleiche Geltung hatte wie der Reichthum?

Ach! die Gemächlichkeit hatte ein Ende genommen zu gleicher Zeit mit dem Glücke. Bertha's Tod und Susannens Schande war das bitterste Unglück für den alten Soldaten.

Zwei übelriechende Kerzen brannten auf dem Tische nicht weit entfernt vom Bette.

Dem Commandanten, dessen Antlitz der Schlaganfall beinahe leichenhaft entstellt hatte, schwebte auf seinen violettblauen Lippen bereits das Röcheln des Todes.

Er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr.

Ein Crucifix von Ebenholz lag auf seiner Brust, die voll Narben war aus dem Feuer der Schlachten.

Neben diesem Trauerbette kniete ein Priester und murmelte Verse aus dem Gebete der Sterbenden.

Susanne umfaßte Alles das mit einem einzigen Blicke.

Sie stieß einen gedämpften Schrei aus, warf sich auf den armen Körper, aus welchem das Leben sich entfernte, und bedeckte mit Küssen und Thränen die düstere Stirne, die starren Augen und die krampfhaft zusammengezogenen Hände.

Dann sank sie unter tiefem Schluchzen neben dem Priester auf die Knie und versuchte es, sich an eines jener Gebete zu erinnern, die sie einst, zur Zeit ihrer Kindheit, auswendig gewußt und seitdem vergessen hatte.

Allmälig, wie durch einen Schleier, den man zerreißt, erschienen ihr wieder jene so einfachen und so rührenden Worte verjüngt und rein in ihrem Gedächtnisse.

Ihre Lippen und ihr Herz vereinigten sich einstimmig zum Beten; ihre Seele erhob sich zu Gott, den man niemals besser

begreift, als neben einem Sterbebette, sie fühlte sich ein wenig beruhigt, ihr Schmerz war zwar darum nicht weniger bitter, allein diesem Schmerze war eine Erleichterung beigemengt.

Susannens Pelz glitt auf den Boden.

Welch' ein seltsames und zugleich ergreifendes Bild stellte sich hier dar in diesem jungen Mädchen mit ihrem weißen Ballschmucke, Blumen in den Haaren, Blumen an der Seite, die Schultern nackt, kniend neben einem schwarzgekleideten Priester in diesem armseligen Zimmer vor einem Bette, in welchem ein sterbender Greis lag, und in ihrer Verzweiflung die Hände ringend, deren Finger von Ringen und Diamanten strahlten.

So verging eine Stunde.

Nach Verlauf dieser Zeit stand Susanne auf und näherte sich Mariolle, welche in einem Winkel weinte.

„Und Bertha?" fragte sie mit tiefer, gebrochener Stimme, „wo ist Bertha, wo meine Schwester?"

Mariolle antwortete nicht; ihre Thränen verdoppelten sich.

Susanne wiederholte ihre Frage, indem sie der erbetenen Antwort mit Zittern entgegensah.

Mariolle mußte aber sprechen, und sie that es.

Susanne, halb todt vor Gewissensbissen und Schrecken, hörte die Erzählung der Ereignisse an, die seit dem Tage ihrer Flucht in ihrer Familie sich zugetragen hatten.

Die Erzählung war sehr einfach und sehr schauerlich.

Bertha todt, das Haus in Belleville verkauft, das mäßige Vermögen des alten Soldaten in dem Bankerott eines Notars verschlungen, über alle diese Unglücksfälle und bei all' dieser Verzweiflung hatte er noch, um leben zu können, seine Pension an Juden verpfändet; Mariolle allein war ihm geblieben, und endlich war der Tod genaht . . . das war es, was Mariolle erzählte.

Als sie geendet hatte, war Susanne noch viel bleicher, als wenn sie sich in das Grabtuch gehüllt hätte, welches man schon für ihren Vater in Bereitschaft hielt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O," murmelte sie, mit Abscheu vor sich selbst und mit einer entsetzlichen Ueberzeugung, „nie, nie, Gott wird mir nie verzeihen können!"

Der Priester hatte diese Worte gehört.

„Gott verzeiht Demjenigen, welcher bereut, mein Kind," sprach er mit einer tiefbewegten Stimme; „bereuen Sie also und hoffen Sie, wenn auch Ihre Sünden noch so groß sein mögen."

„Darf ich noch hoffen?" stammelte Susanne; „ich hatte eine Schwester, und ich war es, die sie tödtete . . . Ich hatte einen Vater, und durch mich stirbt er! . . . Nein, Gott kann mir nie verzeihen!"

„Gott hat seinen Henkern vergeben!" versetzte der Priester; „sowie er die höchste Gerechtigkeit ist, so ist er auch die höchste Güte; ich sage Ihnen nochmals, und in seinem Namen, bereuen Sie und hoffen Sie! . . ."

„Hochwürdiger Herr," rief das junge Mädchen, unwiderstehlich hingerissen, und sich vor dem Priester auf die Knie werfend, „hochwürdiger Herr! . . . hören Sie meine Beichte! . . ."

— — — — — — — — — — —

Was sollen wir die leidensvollen Umstände eines langen Todeskampfes ausführlich beschreiben?

Wozu die Lösung eines frivolen Buches des Langen und Breiten mit düsteren Farben schildern?

Wir sagen nur noch, daß der Commandant Simon wenige Secunden vor seinem Hintritte noch genug Selbstbewußtsein erlangt hatte, um seine sterbenden Lippen auf das elfenbeinerne Crucifix zu drücken und um seine rechte Hand wie zum Segen über das gebeugte Haupt seiner Tochter auszustrecken.

Sodann flog die Seele des alten Soldaten gegen Himmel, begleitet von den Gebeten des tröstenden Priesters und von jenen der reumüthigen und versöhnten Sünderin.

* * *

An dem Tage, welcher auf diese schreckensvolle Nacht gefolgt war, verkaufte Susanne ihre Einrichtung und übergab den Ertrag dieses Verkaufes der Armencasse des Bezirks, in welchem sie wohnte.

Am folgenden Tage begleitete sie die irdische Hülle ihres Vaters nach dem Friedhofe und als sie diesen verließ, ging sie mit dem Priester, der dem Commandanten in seiner letzten Stunde beigestanden war, nach dem Kloster, um als Novize Aufnahme bei jenen ehrwürdigen Mädchen zu finden, bei jenen Engeln dieser Erde, welche man „Barmherzige Schwestern" nennt.

Ende.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt.

Erste Abtheilung. Die Jagd nach Chimären.

(Fortsetzung.)

Seite

I. Vor dem Lesen 5
II. Die Leseprobe 9
III. Täuschung 15
IV. Die Verleger 20
V. Der König des Octavformats 25

Zweite Abtheilung. Fräulein Simon.

I. Das Haus in der Straße von Paris zu Belleville . 34
II. Die zwei Töchter des Commandanten 37
III. Der Chevalier von Maison-Rouge 41
IV. Drei Lebemänner 46
V. Gespräche 50
VI. Eine Wette 54
VII. Ein Groom 59
VIII. Die zwölf Artikel 65
IX. Ein Haus zu vermiethen 70
X. Die Sängerin 75
XI. Das Fenster 80
XII. Kriegskunst 85
XIII. Der zweite Tag 90
XIV. Bertha und Susanne 96
XV. Der dritte Tag 101
XVI. Correspondenz 106
XVII. Folgen einer Correspondenz 112
XVIII. Mariollens Erzählung 116
XIX. Die zwei Briefchen 121
XX. Die Kranke 126
XXI. " " (Fortsetzung) 131
XXII. Das Rendezvous 136
XXIII. Eine vergebliche Aufopferung 141
XXIV. Die verlorene Wette 146
XXV. Susannens Ende 151

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beyse J. Der Schönheitsfreund oder: Der erfahrene Rathgeber über die Geheimnisse der körperlichen Schönheit. Eine gründliche Anweisung, den ganzen Körper, sowie alle Theile desselben zu pflegen, auf den höchsten Grad der Schönheit zu bringen und bis ins vorgerückte Alter zu erhalten. Dazu 226 kosmetische Recepte, von welchen viele bisher geheim gehalten wurden, sowie die allerneusten Schönheitsmittel, durchgehends aus der Gesundheit vollkommen unschädlichen Ingredienzien bereitet. 2. Aufl. 8. In Umschlag geh.
Preis 1 fl. 30 kr. ö. W. = 2 M. 40 Pf.

Bibliothek der Künste. In zwanglosen Bänden. (Siehe nachfolgende Werke:)

Carlberg, Gotthold. Die Kunst Sänger zu werden.
Preis 75 kr. ö. W. = 1 M. 25 Pf.

Clairbrook, R. Die Kunst die englische Sprache in kürzester Zeit zu erlernen. Preis 1 fl. 20 kr. ö. W. = 2 M. 25 Pf.

Hellbach, Dr. Raf. Die Kunst Schauspieler zu werden.
Preis 75 kr. ö. W. = 1 M. 25 Pf.

Hellbach, Dr. Raf. Die Kunst der Declamation.
Preis 1 fl. ö. W. = 1 M. 75 Pf.

Hellbach, Dr. Raf. Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses.
Preis 1 fl. ö. W. = 1 M. 80 Pf.

Müller, Otto. Die Kunst Dichter zu werden.
Preis 1 fl. ö. W. = 1 M. 75 Pf.

Müller, Otto. Die Kunst der Beredtsamkeit.
Preis 90 kr. ö. W. = 1 M. 50 Pf.

Philadelphia. Die Kunst Zauberer zu werden.
Preis 1 fl. 50 kr. ö. W. = 2 M. 70 Pf.

Sanzio, Raf. Die Kunst Maler zu werden.
Preis 1 fl. ö. W. = 1 M. 75 Pf.

Jeder Band ist einzeln zu haben.

Bratassevič, Eduard. Unser neues Maß und Gewicht im bürgerlichen und häuslichen Leben. Eine vollständige, nur aus amtlichen Quellen geschöpfte Darstellung des metrischen Maßes und Gewichtes, dessen Einführung in fast allen Ländern

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Erde, der Form und des Gebrauches der neuen Maße und Gewichte, der Rechnung mit denselben und der Umrechnung von altem auf neues und von neuem auf altes Maß und Gewicht. 5. Aufl. Mit einer in Farben gedruckten Tafel, diversen Holzschnitten und einem metallenen Meter-Maßstabe. 36 Bog. Eleg. geb. Preis 3 fl. ö. W.

Bratassević, Eduard. Das metrische Maß und Gewicht im bürgerlichen und häuslichen Leben. Eine übersichtliche Darstelluug unseres neuen Maßes und Gewichtes, dessen Einführung, der Formund des Gebrauches desselben, der Rechnung mit demselben und der Umrechnung von altem auf neues und von neuem auf altes Maß und Gewicht. 6. Aufl. Mit einer erklärenden Tafel. 6 Bog. 8. cart. Preis nur 50 kr. ö. W.

Bratassević, Eduard. Der metrische Rechenmeister zum Selbstunterrichte und für die Schule. 5 Bog. 8. Eleg. geh. Preis 30 kr. ö. W.

Bratassević, Eduard. Universal-Taschenbuch über das Metermaß. Ein gemeinfaßliches Hilfsbüchlein, enthaltend geschichtliche Notizen über das Metermaß, Gesetzes-Bestimmungen, Maß- und Preis-Umwandlungs-Methoden und Tabellen, und viele gemeinnützige Hilfsmittel zur schnellen Benützung des neuen Maßes und Gewichtes. 2. Aufl. 11 Bog. Taschenkalender-Format. Dauerhaft geb. Preis 1 fl. ö. W.

Bratassević, Eduard. Neue praktische Universal-Preis-Tabellen zur schnellen Preisermittlung der Theile und der Mehrfachen aller metrischen Maße und Gewichte. Ein unentbehrliches Handbuch beim Ein- und Verkauf für Jedermann. 10 Bog. 8. Dauerhaft cart. Preis 1 fl. ö. W.

Bratassević, Eduard. Reductions-Tabellen zur Vergleichung der österreichischen und metrischen Maße und Gewichte nebst gegenseitiger Bestimmung ihrer Preise. Nach einer neuen, praktischen Methode zusammengestellt. 4 Bog. 8. cart. Preis 50 kr. ö. W.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

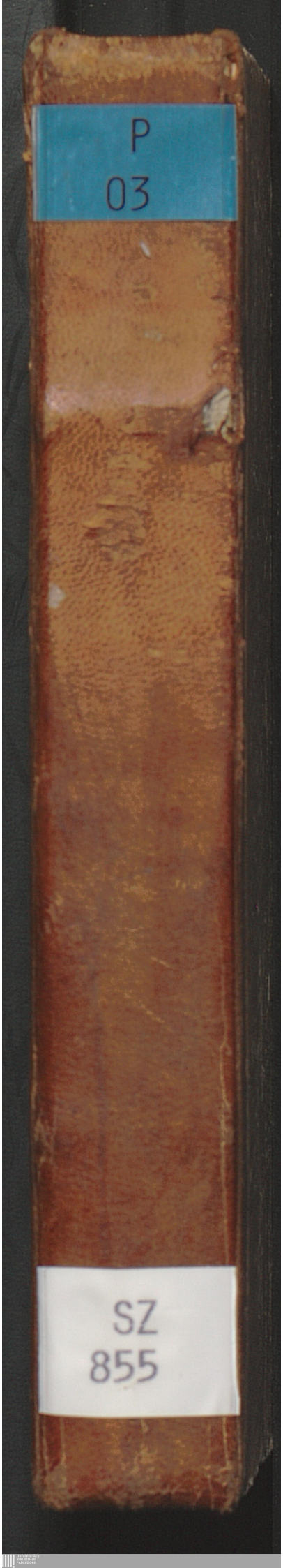
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

PAD: 03SZ855

<14+>0413NVC615540

GHP: 03 SZ855

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


P
03
SZ
855